Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 86 (1945)

Artikel: Der Waisenhausbub
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008214

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Waisenhausbub

Volkserzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Zuviel Heuer und zuwenig Emd.

Auf dem kleinen Heimwesen Hintereggli, grad vor der Türe des niedrigen Hauses, spannte Tonili, der jüngste Bub, sein hölzernes Roß vor den Wagen. Das war keine leichte Arbeit. Bis alle die vielmal verknüpften Schnüre kunstgerecht Roß und Wagen verbanden, bis der Gaul mit seinen drei geflickten Beinen richtig am Deichsel stand. Der Kopf ragte nicht eben stolz in die Luft, denn der war einmal etwas schief aufgeleimt worden, wahrscheinlich vom vorherigen Besitzer oder noch von dessen Vorgänger. Denn Tonili hatte sein Roß vom älteren Bruder geerbt und dieser eben auch. So war das früher einmal schön bemalte Pferd mit den Jahren von Hand zu Hand die lange Leiter der Hintereggli-Buben hinunter gerutscht und nun glücklich ohne Mähne und Schwanz beim Tonili gelandet, schwer blessiert, aber unentbehrlich, denn es war das einzige Pferd auf dem Heimen.

„Hü zrugg! Steh recht! He, he, nur ruhig", mit allen notwendigen Fachausdrücken begleitete Tonili seine wichtigen Vorbereitungen zur Ausfahrt. Er ließ sich in keiner Weise stören. Der Vater kam aus der Türe, hob seinen breiten Holzschuh über das Gefährt hinweg, die großen Mädchen schritten sachte und sorgfältig darüber hin. Tonili wich nicht aus. Der älteste Bruder, der Wendel, lud dem Fuhrwerk ein Heuseil auf und sagte, der Tonili solle es ihm in die Matte hinauf nachfahren. Noch einmal kamen zwei lange Beine über das Gespann hinüber, Tonili schaute ungeduldig auf. Aber da polterten erst noch die andern Brüder die Stiege hinunter. Ja, wollte denn heute die ganze Welt da hinaus, just da er einspannen sollte.

Ja viel Volk kam aus dem Hintereggli-Haus hinauf auf die Matte, um das Emd aufzumachen. Die älteste Schwester, welche seit Jahren beim Doktor im Dorf in Stelle war, wollte auch wieder einmal beim Emden dabei sein. Die jüngere, sonst immer als Schneiderin irgendwo auf der Stöhr, war heute auch daheim geblieben. Der Wendel wollte nicht, daß der Vater schwere Burdenen eintrage. So war eben die ganze große Familie auf dem kleinen Stück Land versammelt, als wären da vierzig mächtige Fuder aufzumachen, statt zwanzig Burdenen.

Der Himmel strahlte in Blau und Glanz und die Hitze zitterte in der Luft. Eine fröhliche und glückliche Arbeit im duftenden Emd zu werken ohne Hast und Unfrieden. Der Vater stützte sich dann und wann gemütlich auf die Gabel, blickte über seine Kinder hin und zum Haus, ob wohl die Mutter ihnen auch zuschaue; zu seinem lieben sonnenverbrannten Haus, mit den kekken Vordächlein über den niederen Fenstern und den breiten Lauben auf beiden Seiten. Die Mauern sollte man einmal verputzen und auf der Wetterseite das Schindeldach flicken, und die Fensterläden, wenn man Geld hätte. „Ja, wenn man Geld hätte", seufzte der Vater halblaut, blieb noch einwenig stehen, schaute seinen fleißigen Kindern zu, lächelte zufrieden, schob den Grashalm in den andern Mundwinkel und dann nahm er seine Gabel wieder in die grobknochigen Hände. Er merkte wohl, wie die Stechmücken und Brämen wild waren, sah auch das gefährliche Wölklein über den Bergen aufsteigen. Das trieb ihn nicht zur Eile an. Mit so viel Leuten könnte man gut das Doppelte unter Dach bringen.

Sein großer Bub, der Wendel, blieb dabei weniger ruhig. In kurzen flinken Schritten eilten seine bloßen Füße unter den schweren Burdenen auf den Heugaden zu und bald wieder zurück. Mit wachen Blicken schätzte er bei jeder Rückkehr den Fortschritt der Arbeit und versäumte auch nicht über

Land zu schauen in ein anderes Heimwesen hinüber, wie weit die dort mit ihren großen Fudern schon seien.

Es fehlen halt zwei Rechenzinken.

Just da der Wendel im Heugaden verschwunden war, kam von dorther der Rankboden-Seppli auf einem Velo dahergerast, rief ohne abzusteigen in die Matte hinauf: „Ist der Wendel nicht da?" „Sagt ihm, ob er uns nicht helfen könne, das Wetter kommt und der Vater sei nicht da." Die helle Bubenstimme tönte weit über das ganze Heimen hin. Der Vater gab Bescheid, die Mutter kam ans Fenster, und auch der Wendel hörte jedes Wort im Heugaden oben. Aber so schnell lief er da nicht von allem weg in den Rankboden hinüber. Der Vater mußte ihm zuerst noch gehörig zureden. Es schien, als wollte Wendel jede und die letzte eigene Burdi zuerst eintragen. Das duldete der Vater nicht, man hätte ja glauben können, er, der Vater sei nicht mehr stark und gelenkig genug um so ein Burdili aufzunehmen. Nein, Wendel sollte nur verschwinden.

Und Wendel verschwand. Zuerst noch im gewöhnlichen Trab, dann in einem Sprung über den Lattenhag und weiter vorn, war schon gar nichts mehr von ihm zu sehen.

Auf der großen Matte im Rankboden traf er das gerade Gegenteil von daheim: zuviel Emd und zuwenig Leute. Ein schweres Fuder stand schon bereit, ein leerer Wagen wartete. Die Mädchen schwangen Rechen und Gabeln, der Knecht meisterte das tänzelnde Pferd und den schweren Zugstier. Die Mutter rief vom Gaden her: „Grüß Dich Gott, Wendel, ist gut daß Du kommst!" Sonst schaute niemand von der Arbeit auf. Wendel griff wacker zu. Fast wortlos wurde da gewerkt und rückig.

Derweil schoben sich die Wolken in breiten Bänken vor den blauen Himmel. Zwischen den Gipfeln stießen graue Fetzen auf. Heißer Dunst lag über dem Land. Man achtete die Hitze, den rinnenden Schweiß, die Müdigkeit nicht, nur auf die Berge von Emd, die eingefahren wurden und immer wieder schaute man auf gegen den Himmel, gegen die drohende schwarze Wand. Ein frischer Luftzug kam, Wind trieb vor dem Regen her, das Gewitter, Blitz und Donner standen schon über den nächsten Bergen. Dann fielen schwere große Tropfen. Niemand wollte nachgeben. Der Wendel zu allerletzt, schritt auf die Scheune zu, hemdärmlig, tropfnaß, erst da vom Dorf her in schweren Glockentönen das Wetterläuten durch das Rauschen kam, langsam, als ob ihn Nässe und Wetterschlag nichts angingen.

Die Mutter rief ihm vom Küchenfenster zu, er solle schnell ins Haus kommen zum Kaffee und Zabig, aber er verschwand im Tenn. Er hatte wohl das Vrenili dort hineinschlüpfen gesehen. Sorgfältig zog er das breite Tor hinter sich zu, wohl um den Regen abzuwehren, versorgte Gabel und Rechen und tappte im Halbdunkel herum. Aus der hintersten Ecke rief das Vrenili: „Laß mir doch ein wenig Licht herein." „Ja so, Du bist auch da," tat der Wendel verwundert, „was machst Du denn hier?" „Das siehst Du gleich, wenn Du Licht machst," lachte Vrenili. Dort in der Ecke stand eine alte Hobelbank, lagen allerhand Werkzeuge herum und damit hantierte Vrenili voll Eifer. Wendel schaute zu, wie es in seinen Rechen zwei Zinken einsetzen wollte. „Gib her," meinte er und half mit. Nicht daß sie so schneller vorwärts kamen. „Wann kommt der Vater zurück", fragte Wendel. „Weiß nicht, er mußte ins Dorf. Immer muß er von aller Arbeit fort. Geh weg Wendel, Du tropfst ja wie ein nasser Bär." Aber Wendel ließ den Rechen nicht los. Es war nicht zu vermeiden, daß die Beiden nahe aneinander kamen, da sie doch das gleiche tun wollten. „Hast Du, oder wer hat mich zum helfen Emden rufen lassen?" „Ich", fragte Vrenili erstaunt, „ich, nein". „Die Mutter?" Erstaunt schaute Vrenili zu ihm auf: „Niemand hat Dich gerufen, ach Wendel, verstell Dich nicht". „Dann geh ich jetzt heim", sprach Wendel trocken. Er öffnete weit das Tor. Der Regen fiel in dichten schweren Tropfen aus den grauen tiefliegenden Nebeln. „So kannst Du doch nicht gehen, Wendel, bleib doch hier, bis es mit Regnen aufhört, Du mußt doch noch ins Haus kommen und etwas essen und trinken." „Bhüt Dich Gott, Vrenili", sagte

Wendel, von draußen halblaut. Ohne umzuschauen ging er fort.

Vrenili ließ den Rechen liegen, trat unters Tor und schaute ihm nach, verwundert zuerst, wie er da so plötzlich in den Regen hinaus stampfte, aufrecht und stolz mit seinem geflickten, nassen Hemd, das wie angeklebt über seinen breiten Rücken gespannt war. Ohne Hut, die schwarzen Haare triefend, die Hände in den Hosentaschen vergraben. Wie er grad über die Matte schritt und im Grau des fallenden Wassers langsam verschwand. Mit einem wehmütigen Zug im Gesicht blieb Vrenili stehen, auch dann noch, da er längst nicht mehr zu sehen war. Das große Tenn kam ihm jetzt ohne den Wendel furchtbar leer und unheimlich vor. Ohne weiter nach dem halbgeflickten Rechen zu schauen, floh es in eiligen Sprüngen ins Haus hinüber.

„Ja, wenn man Geld hätte", seufzte der Vater

Maisrind oder Kamel?

Dort saß der Seppli zu oberst am Tisch, ein großes Stück Butterbrot in beiden Händen, sein jüngeres Schwesterchen Rosli nahe dabei. Auf der Bank s'Marieli, s'Bethli und die Mutter, und da nun das Vrenili als älteste Tochter auch dazukam und die Familie soweit vollständig war, konnte Seppli mit plagieren beginnen: „Was hätten wir gemacht ohne den Wendel? Ich habe zuerst gemerkt, daß ein Gewitter kommt. Dann hab ich schnell mit dem Velo den Wendel geholt". Die Mutter fuhr erschrokken auf: „Ja, wo ist jetzt der Wendel, er soll zum Essen kommen. Wer weiß, wo der Wendel ist?"

Vrenili wurde rot und verlegen, und da niemand etwas wissen oder sagen wollte, berichtete es, er sei über die Matte heim zu. Seppli meinte: „Das ist aber nicht recht, so wie der geschafft hat. Und unsereins steht noch dumm da. Schließlich, ich habe ihn geholt". Seppli sprach wie ein Großer und war furchtbar gern eine wichtige Person. Er konnte sich ja allerlei erlauben. Er war der einzige Bub, just der Schule entwachsen, ein lieber kleiner Kerl, von den vier Schwestern verwöhnt und verehrt und dazu noch der Liebling der Mutter. Allerdings, wenn der Vater in der Nähe war, dann blieb Seppli meistens merkwürdig still und brav.

Mitten in dieses Gespräch hinein kam der Vater heim. Da wurde Seppli zahm und vom Wendel wurde auch kein Wort mehr gesprochen.

Der Vater füllte den ganzen Türrahmen aus. Groß, breit und schwer, ein richtiger Rankbodenbauer. Während ihm das Bethli die Schuhnestel aufknüpfte, erkundigte er sich, wie es mit dem Emd gegangen sei, jammerte ein wenig, daß er nicht früher hätte kommen können, fragte, warum der Seppli noch am Tisch sitze und nicht dem Knecht helfe im Stall, dann machte er sich mit gutem Appetit ans Zabig und trieb mit den Mädchen muntere Späße. Die Mutter und s'Vrenili verschwanden bald in der Küche und sprachen dort weiter davon, wie man dem Wendel für seine Hilfe danken könne.

Wendel war mit sich unzufrieden. Seit er im Regen vom Rankboden heimgegangen war, schimpfte er über sich. Er nannte sich selbst ein Kalb, ein Maisrind, ja wenn sein Vater alle die Tiere im Stall gehabt hätte, von denen Wendel sich den Namen anhängte, dann wären neben schweren Ochsen auch Maul- und Bergesel und Kamele gestanden.

Er dachte zurück, wie er im Tenn dem Vrenili so nahe gewesen, so schön allein mit ihm, wie seit Wochen und Monaten nie. Und dann plötzlich mit einer dummen Antwort war alles vorbei und er lief gegen seinen eigenen Willen davon. Und immer, wenn er mit seiner Ueberlegung soweit war, schmückte er seine Persönlichkeit mit einer reichen Auswahl von Schimpfnamen. Weiter aber suchte er eine Ausrede und einen Weg zu finden, wieder irgendwie so zum Rechenflicken zu kommen. Das war doch wirklich dumm. Von daheim bis zum Rankboden war es keine fünf Minuten weit. Früher als Bub, war er fast jeden Tag dort drüben gewesen, und jetzt, da seine ganze ewige Seligkeit daran hing, jetzt, da er erwachsen war und das Vrenili auch, bot sich einfach keine einzige harmlose Gelegenheit mehr.

Freilich, er wußte ja fast immer, wie es dem Mädchen ging und was es tat. Von seinem Zimmer aus sah er zum Rankbodenhaus hinüber, sein Weg in die Kirche und ins Dorf führten bei dem schönen Heimen vorbei. Er traf auch immer wieder mit den Kirchgängern von dort zusammen, aber er wollte nicht unter fremden Leuten, nein ganz allein und lange mit ihm zusammen sein. Einmal richtig z'Boden reden. Und wenn er dann bei Tag oder Nacht an solchen Plänen herumsann, dann sah er das liebe Mädchen leibhaftig vor seinen Augen. Braungebrannt von der Sonne, die weiche feine Haut, lachend die braunen tiefsinnigen Augen im runden edelgeformten Gesicht, rote Wangen, von Jugend und Gesundheit quellend, wie es auf verschränkten Armen die langen feingliedrigen Finger spielen ließ und dabei den Kopf so anmutig auf die Seite neigte, als wollte es mit einem einzigen lieben Blick die ganze Seligkeit verschenken. „Und ich Esel laufe davon."

Einmal am Morgen im nassen Gras erwischte der Wendel das Vrenili doch ganz allein und weitab von allen Leuten. Im äußersten Zipfel des Heimens unter dem großen Nußbaum. „Kann ich Dir helfen," fragte Wendel und sprang gleich zum Zeichen seiner Bereitschaft über den Hag zu ihm. „Warum nicht," sagte Vrenili, „wenn Du die schwarzen Hände nicht scheust." So suchten sie Nüsse. Wendel suchte dabei auch nach Worten, die er in so vielen Nächten ausgedacht, aber diese alle waren rein wie verflogen. „Vrenili," fing er endlich an, „früher als Kinder haben wir es doch vielzeit schön gehabt zusammen, warum kann ich Dich jetzt nie mehr sehen?" „Ja warum kommst Du denn so selten zu uns?" fragte Vrenili zurück. Und er: „Ja darf ich denn kommen?" Vrenili lachend blieb stehen: „Hast Du früher gefragt, bist einfach gekommen und dann war es eben schön." Merkwürdig, dieser baumstarke junge Mann, der Wendel, mit Armen wie ein Schwingerkönig, mit einer Kraft, die einen Muni umlegen könnte, steht da wie ein einfältiges Kind, getraut sich nicht einen Schritt näher zu gehen, schaut mit glänzenden Augen und staunendem Gesicht das Vrenili an und würgt an ein paar Worten: „Weißt, das ist halt jetzt nicht mehr das Gleiche, so wie ich jetzt kommen will, aber wenn Du das so sagst, dann ist jetzt eben alles gut." Vrenili erschrickt nicht und ziert sich nicht, es schaut nur dann und wann verstohlen gegen den Weg hinüber, ob jemand kommt. So sammeln sie Nüsse und Erinnerungen und da Korb und Sack voll sind, legen sie die übrigen auf einen Haufen.

Der Vater kommt mit Roß und Wagen, und der Wendel geht über den Hag und dem Dorf zu zum Schmied. Beim Mittagessen daheim frug die Mutter den Wendel: „Wo bist Du gewesen im Dorf?" „Beim Schmied" sagte der Wendel, „und beim Wagner wegen dem Rad und dann bis jetzt in der oberen Matte." „Merkwürdig, sehr eigenartig," meinte die Mutter bedächtig, „wir haben keinen, der Schmied hat auch keinen und so viel ich weiß, hat der Wagner auch keinen einzigen Nußbaum, und doch hast Du heute morgen schwarze Nußhände bekommen."

Merkwürdig war es auch, daß von jetzt ab immer wieder irgendwie eine glückliche Gelegenheit auftauchte, daß Wendel dem Vrenili nahe kam. Manchmal schien es wie verabredet, andere Male wieder half Glück oder Unglück dazu.

Gegen Eis und Feuer.

Längst waren die Bäume kahl geworden, die eisigen Stürme durch die starren Aeste hingefahren. Schnee lag auf Wiesen und Dächern. Eisblumen spreizten ihre Blätter dort, wo vorher die roten Geranien gestanden.

Seppli konnte nicht genug Holz in die Küche und vor alle Kachelöfen schleppen, so kalt pfiff der Wind. Das Haus im Rankboden war ein gutgebautes mit dicken Balken gewandetes Haus. Die Fenster waren immer sorgfältig abgedichtet, dafür sorgte die Mutter in ihrem umsichtigen Walten. Die Türen waren so alt, daß sie nicht mehr mit Wärme und Kälte größer und kleiner wurden, aber gleichwohl konnte man kaum die Wärme zusammenhalten. — Seppli war in dieser Zeit ein wichtiger kleiner Mann. Er sorgte überall für Wärme und Feuer. Das Holz spaltete er alles selbst. Nur zu gerne wäre er auch mit den Großen in den Wald zum Holzfällen gegangen, aber die Mutter sagte, sie müßten tagsüber auch ein Mannenvolk im Haus haben, die Zeiten seien unsicher und der Krieg an allen Grenzen, da dürfe sie mit den Mädchen nicht den ganzen Tag allein im Haus sein. Natürlich schmeichelte das dem kleinen Bub. So wurde er in seinen eigenen Augen ein Großer und selbständig, war für jeden Auftrag zu begeistern und für alles zu gebrauchen. War und blieb aber doch ein Kind. Wenn die Mutter Geschichten erzählte, vergaß er die Kühe, und wenn er mit dem Rosli am Boden spielte, war nicht mehr viel von seinem Beschützeramt zu sehen. Aber jeden Morgen ging er mit dem Knecht in den Stall. Er brachte die erste Milch in die Küche.

In Gedanken versunken

Ueber Nacht war die Wasserleitung im Stall eingefroren. Seppli hatte auch schon zugeschaut, wie diesem Uebel beizukommen war, wollte hierfür natürlich nicht fremde Hilfe nötig haben oder gar den Vater wekken. Er drehte an allen Hahnen, klopfte an alle Röhren, bis er überzeugt war, in der Ecke im Stall-Anbau die gefrorene Stelle gefunden zu haben. Dann suchte er die alte Lötlampe, probierte mit den notwendigen Hantierungen und konnte sie tatsächlich mit einem respektablen Knall entzünden. Nun stieg er mit der brennenden Lampe auf eine Kiste und ließ die giftige Stichflamme hübsch langsam der Wasserleitung nach auf und abspazieren. Er freute sich im Geheimen darauf, was der Knecht beim Melken für ein Gesicht machen werde, wenn drüben im Stall plötzlich wieder das Wasser im vollen Strahl daherrausche. Niemand störte ihn, denn es war noch all zu früh.

In seinem Eifer achtete Seppli nicht, daß nicht nur aus der Lötlampe Flammen sprangen, da und dort dem Balken nach hinaufhüpften, droben in den Spinngeweben Nahrung fanden und im Stroh, das zwischen den Brettern von der Decke hing. Erst auf ein Knistern und Prasseln hin wendete Seppli seinen Blick von der Röhre ab und zur Decke hin. Seppli sah zu seinem Schreck

ein ganzes Nest von kleinen Flammen gierig züngeln und zappeln. Seppli wurde bleich und steif. Dann dachte er, wenn's nur der Vater nicht vernimmt, rannte hinaus, holte den Melkeimer, sprang an den Brunnen und glitt aus, füllte ihn wieder und wollte so ganz allein löschen. Aber das muntere Feuerlein wartete nicht, bis der Seppli mit seinem Kübel kam. Und auch die paar schlecht gezielten Spritzer schreckten die Flammen nicht. Seppli rief dem Knecht, der rannte ins Haus und rief: „Firio, Firio!" Das gab ein Leben und ein Getrampel, ein Jammern und ein Geschrei. Seppli rannte mit dem Eimer hin und her. Die Mädchen kamen im Nachthemd und den Mänteln, der Vater stellte die Leiter an das Anbaudach und hob den Schnee mit samt den Ziegeln weg. Rauch stieg auf. Viele Hände halfen. Der vereiste Brunnentrog wurde langsam leer.

Es war doch gut, daß Wendel in letzter Zeit die Gewohnheit hatte, bei jedem Gang vom Haus zum Stall einen Blick in den Rankboden hinüber zu werfen, so gewohnheitsmäßig, daß er es auch im dunkeln Morgen schon tat. Dort sah er das ganze Haus beleuchtet, die großen Laternen vor dem Stall in hellem Licht und in diesem Schein Rauch und eilige Gestalten. Er ließ des Vaters Kühe ungemolken und rannte soweit hinüber bis er die Gefahr erblicken konnte, dann zurück, weckte seine Brüder, nahm in Vaters Kammer den Schlüssel zum kleinen Feuerwehr-Häuschen an der Straße, und im Hui kam die halbe Familie vom Hintereggli mit Schlauch und Feuerwehrmaterial durch den Schnee angefahren. Die Rankboden-Meitschi rannten mit ihren bloßen Beinen vor den Hintereggli-Buben davon. Sie kamen bald wieder besser und wärmer angezogen zurück und halfen, da nun dem Feuer so energisch zugesetzt wurde.

Kein Feueralarm ertönte, keine Messing-Helme glänzten, keine Sturmglocke jammerte in den nächtlichen Morgen hinaus. Noch lange vor Tag war gelöscht und mit Brettern das Dacheck am Anbau wieder gedeckt. So hilft eben gute und aufmerksame Nachbarschaft. Das war eben auch so eine glückliche oder unglückliche Gelegenheit für den Wendel zu seinem Vrenili zu kommen, diesmal lief er aber nicht mehr vor dem Essen davon, ging nicht ins Tenn, sondern in die Stube und blieb dort ganz gemütlich plaudernd sitzen. Oben in der obersten Laube, im kalten Zimmer saß der Seppli am Boden und weinte und schluchzte. Die Augen wollten ihm fast zerrinnen und das Herz vor Schluchzen zerspringen, weil er am ganzen Unglück schuld war.

Wie der Vater dankt.

Seppli saß nicht allein wegen seiner Strafe da oben im Zimmer. Die Mutter hatte ihn auch damit vor des Vaters Zorn versteckt. Der saß in der Stube nicht eben gut gelaunt. Er mußte seinen Helfern danken, das war ihm sowieso kein Vergnügen. Steif saß er in seinem Lehnstuhl, tiefe Furchen gruben sich in seine Stirne. Mit kritischen Blicken schaute er von Gesicht zu Gesicht. Die Hintereggli-Buben aßen mit vollen Backen von den süssen Birnenwecken und den zukkerbestreuten Küchlein. Vrenili brachte immer wieder einen Teller voll von der Küche. Wendel saß breit hinter dem Tisch, legte seine starken Arme behäbig auf das schöne Nußbaumblatt. Und schaute wohlgefällig dem Vrenili zu und nach. Jetzt war er einmal hier auf dem Rankboden in der Stube, der Wendel, mit gutem Recht und das hatte er wohl verdient. Er dachte nicht daran, seine Freude zu verstecken. Es wäre ihm auch nicht gelungen. Er zeigte einen so glücklichen Glanz in den Augen und fuhr mit diesen so treffsicher und unbeirrt dem Vrenili nach, daß es kaum mehr wagen durfte, zu ihm hinüberzuschauen. Aber auch dieses Glück hatte einmal ein Ende. Die Mutter machte gar deutlich den Buben ein Päckli zum mitnehmen. So ging man mit Händeschütteln und Danksagen auseinander. Der Vater schaute dem Wendel eigenartig stechend in die Augen und sagte dazu: „Dir will ich dann noch besonders daran denken, Wendel."

Das Dorf nahm auch Anteil an dem Unglück. In allen Läden wurde von nichts anderem gesprochen. Leute kamen auf den Rankboden. Schon nachmittags waren die

Wirtschaften voll. Auch der Vater ging dorthin, um den Gesprächen keine allzu großen Ausschweifungen zu gestatten. Nicht gut gelaunt saß er da. Er dachte nicht daran, wie groß das Unglück hätte werden können. Ihm war es so schon groß genug und daß der Seppli der Brandstifter war, machte ihn doppelt gehässig. Wütend war er auch, weil die Mutter den Seppli versteckt hatte. Und dann hatte er daheim in der Stube einem heimlichen Spiel zugeschaut, von dem er nie eine Ahnung gehabt. „Ist wohl da auch wieder die Mutter geheimnisvoll und hinterrücks am Werk?"

Die Stammtischkollegen kannten den Rankbodenbauer gut. Selten war er fröhlich. Meistens vertrat er die gegenteilige Ansicht. Niemand fürchtete sich vor seinen groben Reden und seinen Wutausbrüchen. Auch der Wirt wagte hie und da um seinen guten Gästen ein Vergnügen zu verschaffen, dem Rankbödeler einige brenzlige Worte mit dem Wein einzuschenken. Es war schon vorher die Rede davon gewesen, nun probierte der Wirt sogar in seiner Gegenwart darauf zurückzukommen und sagte: „Ja ja, wer Glück hat, der hat den Feuerwehrkommandant in der Nachbarschaft, und wer noch mehr Glück hat, der hat ihn in der eigenen Familie, Tag und Nacht zur Hand. Rankboden-Bauer, Du hast auch fast so ein Glück." Der Vater wurde auf beiden Seiten der Nase nach etwas weißer, und die Furchen um den Mund spannten sich. Er schaute in die Gesichter rings um den Tisch, sah da und dort ein verstecktes schelmisches Lachteufelchen, stellte sein Glas in der Hand so ab, daß es sprang und der Wein auf den Tisch floß, dann sagte er: „Und wer kein Glück hat, der muß Deinen verdammten, dreckigen Wein saufen. Ich nicht, „warf einen Franken auf den Tisch und den Stuhl in die Stube hinaus und ging.

„Bist du der Wendel?"

Daheim war der Seppli unterdessen auf das Kanapee in die Stube hinunter gezügelt worden. Noch immer weinte er und jammerte, versprach seiner Lebtag keine einzige Lötlampe mehr in die Hände zu nehmen, nie mehr auch nur ein einziges Streichholz. Auf den Knien rutschend bat er die Mutter und alle um Verzeihung und um Hilfe, wenn der Vater heimkomme. „Ich will jeden Tag abtrocknen helfen, ich will alle Erdöpfel schälen, ich will jeden Tag viermal die Saukübel leeren." Alles, was er nicht gerne tat, versprach er für immer und ewig freiwillig und ohne jedes Murren und dazu noch alle andern Arbeiten mit doppelter und dreifacher Sorgfalt und Ausdauer.

Seppli kam früh ins Bett, lange bevor der Vater heimkehrte. Er betete kniend im Bett zu allen Heiligen und immer wieder zu seinem Schutzengel, er möge ihn vor des Vaters Zorn behüten. Er wußte nicht, daß zu seinem Glück ein anderer die Wut erfahren mußte. Müde und mit schmerzenden Augen schlief er ein. Während diesem ersten Schlummer kam der Vater aus der vierten Wirtschaft heimzu. Er hatte genug gehört. Schwer stellte er seine Nagelschuhe in den hartgefrorenen Schnee, hell klang die Spitze seines groben Stockes auf dem Eis im Weg. Er schritt gegen sein Heimwesen zu. Und von dort her kam eine Gestalt. Der Rankboden-Bauer blieb stehen, ließ den Fremden an sich vorbei, dann redete er ihn an: „Bist der Wendel?" „Ja, guten Abend." „Was

hast gemacht bei uns drüben?" Wendel kam wieder ein paar Schritte zurück und erklärte, er habe nur schauen wollen, ob man etwa über Nacht noch die Wasserleitung vom Hydrant dort lassen solle, wegen der Sicherheit. „So, meinst Du, Wendel, das glaub ich Dir? Ich will Dir jetzt etwas sagen, Wendel. Was Du heute morgen für uns gemacht hast, das muß man Dir danken. Ich will Dir aber nicht danken. Du kannst mir dafür eine Rechnung machen und ich bezahle Dich, verstehst. Dann ist aber Schluß!" Wendel kam noch einen halben Schritt näher: „Ich will doch kein Geld!" „Glaub schon, aber mein Vreni willst, und den Brand hast jetzt zur Ausrede und willst Dich damit breit machen im Rankboden. Wendel, wenn ich Dich noch ein einziges Mal in meinem Heimen oder gar beim Vreni sehe, dann schlag ich Dich in drei Stück!" Der Vater hob seinen schweren Bergstock über Wendels Kopf hinauf. Der Junge blieb stehen wie eine Mauer. Der Vater begann zu brüllen, daß es weit über den Schnee hinschallte: „Heute haben sie mich im Dorf als Deinen Schwiegervater ausgelacht. Ich bedanke mich! Eher schlage ich Dich und das Vreni zu Apfelmus, als daß ich so etwas zugebe. Verstehst, kannst Dir das merken, ich will keinen Schwiegersohn aus einem Hungerloch und Schuldenhüttli, das kannst Deinem Vater sagen, Du verdammter Erbschleicher und Lotterbub!" Wendel kam ganz nahe; sein Gesicht war wie der Schnee. Zwischen den zusammengepreßten Zähnen durch, sprach er dem Bauer ins Gesicht: „So und sonst wißt Ihr nichts mehr?" „Red mir nichts drein!" schrie der Bauer, „wenn Du noch ein Wort sagst, dann schlag ich Dich kaput!" Da wurde Wendel ganz ruhig, griff blitzschnell nach dem erhobenen Stock, riß ihn dem Bauer mit einem Ruck aus der Hand, brach ihn nahe vor seinen Augen entzwei und sagte: „Ich will's dem Vrenili nicht zuleid tun, sonst seht da" — er warf die beiden Stücke weit in den Schnee hinaus — „so würde ich jetzt mit Euern Knochen verfahren. Gut Nacht!", ließ den Alten stehen und ging heim. Noch lange hörte er das Brüllen und Lärmen.

„Kannst Du schweigen, Seppli?"

Seit vielen Tagen war herrliches Winterwetter. Wendel war seit mehr als einer Woche in seinem Holzwerk, droben ob der Fluh. „Jetzt sollte man das Holz hinuntereisten können, bei dem schönen Schlittweg", dachte er. Aber er war noch nicht soweit, weil er durch den langen Militärdienst stark in Rückstand gekommen war. Wendel arbeitete da oben vom frühen Morgen bis in die Nacht. Kaum gönnte er sich Zeit zum Essen. Mühselig war es, in dem tiefen Schnee die Baumstämme herzurichten. Kalt blies der Wind durch die verschneiten Aeste.

Da stand plötzlich der Seppli vom Rankboden neben ihm und sagte: „Ich habe schon zu unterst am Berg gewußt, daß das Deine Axtschläge sind. So habe ich Dich gefunden." „Schau da, der Seppli; wie kommst Du daher?" „Ich habe des Vaters Wadenbinden genommen. Aber Du darfst nichts sagen bei uns daheim. Kein Mensch weiß, wo ich bin." Seppli setzte sich gemütlich auf einen liegenden Stamm, die Hände in den Taschen, die Kappe über die Ohren gezogen. „Ja, da kannst ruhig sein", meinte Wendel, „daß ich bei Euch daheim nichts sage", und lachte. Dann fuhr er mit seiner Arbeit fort. Seppli begann zu plaudern. „Der Vater ist heute früh ins Dorf und dann bin ich nach dem Essen auch abgehüpft, aber jetzt muß ich dann wieder gehen. Ich habe Dir eigentlich nur sagen wollen, daß der Vater jetzt nicht mehr so zornig ist; nur mit der Mutter schimpft er immer noch. Mir hat er gestern einen ganzen Klüngel Geiselschnur vom Dorf heimgebracht." „Warum war er denn zornig, Seppli?" „Ach, was meinst Du, ich weiß alles. In der selben Nacht habe ich fast jedes Wort gehört. Und dann erst, wie er heimgekommen ist. Aber jetzt ist er wieder ein Guter und macht mit den kleinen Mädchen alle Tage die lustigsten Späße am Tisch." „Was hast Du denn gehört in der Nacht?" „Ja eben was er Dir gesagt wegen dem Vrenili. Ich habe gedacht, das arme Vrenili, das wird ja vom Vater halbtot geschlagen. Aber er hat ihm nichts gemacht. Nun, das Vrenili hat doch fast jeden Tag verweinte Augen und sieht schlecht aus."

Wendel nahm aus seinem Rucksack ein Stück Speck und reichte es dem Seppli hinüber. Der begann nun mit Vergnügen daran zu kauen. In der andern Hand ein Stück Brot, fuhr er dann weiter: „Wendel, ich glaube das Vrenili hat Langezeit nach Dir; es hat Dich ja seither nicht mehr gesehen und weiß nicht, was jetzt wird. Ich habe das Vrenili gefragt, aber es ist sofort in das Zimmer hinauf gegangen und nachher waren seine Augen wieder ganz rot und die Haare verzaust. Oder ist es ihm schlecht gewesen." Wendel richtete sich ein wenig auf und frug ganz gleichgültig: „Und gesagt hat es Dir nichts?" „Nur ein einziges Mal hat es etwas wegen dem gesagt, und das war heute morgen." Seppli biß tief in den Speck hinein. Aber Wendel frug nicht noch einmal; er wartete geduldig. — „Das Vrenili hat mich gefragt: ‚was weißt Du wegen dem Wendel?' Ich habe ihm geradeaus gesagt, ich weiß alles. Dann hat es mich um den Hals genommen und lange verdrückt und hat mir ins Ohr hinein geflüstert: Wenn Du einmal den Wendel siehst, zufällig mit dem Wendel zusammenkommst, dann sag ihm nur, ich warte jeden Tag. Dann hat das Vrenili mich losgelassen und ist im Nu verschwunden. Drum bin ich heute gleich zu Dir hinaufgekommen, weil Du ja sonst doch noch so lange hier oben bleibst." Seppli stund von seinem kalten Sitz auf, trampelte mit den Schuhen, um warme Füße zu bekommen. Dann sagte er plötzlich: „Tschau, Wendel; jetzt muß ich heim, sonst raucht's. Auf Wiedersehen und ein guter Sonntag!" Wendel drehte sich zum Seppli um, bot ihm die Hand und fragte: „Kannst Du schweigen, Seppli?" Der streckte sich, schaute mit den großen Augen fest zum Wendel auf und sagte: „Ja, gewiß! Du kannst auf mich zählen." „Also höre, Seppli: wenn Du das Vrenili siehst, ja einmal ganz allein siehst, dann sage ihm leise, daß es niemand hört, einen Gruß von mir, und ich lasse nicht lugg, ich lasse nie lugg." „Ja, ja", sagte Seppli nachdenklich, „das kann ich gut so, genau so im Gedächtnis behalten." Dann sprang er über das Holz in den Haufen Schnee hinein und hinüber zum schmalen Weglein. Dort drehte er sich noch einmal um und rief: „Wendel, wir sind einig, tschau!" Dann hörte man nur noch einen lustigen Jauchzer von ihm. Wendel schlug mit verdoppelter Kraft mit seiner Axt und ohne Pause bis in die Dunkelheit hinein.

Das Vrenili hat mich gefragt: „Was weißt Du vom Wendel?"

Vom modernen Gartenbau.

Wenn der Frühling ins Land zieht, die Natur aus der Starre und Kälte erwacht, der Föhn die Wurzeln und Triebe aufweckt, dann geht auch ein Erwachen durch die Köpfe und Hände im Bauernhaus. Die Arbeiten, die der Frühling verlangt, müssen überlegt und durchdacht sein. Der Bauer, der nur dort hineilt, wo Dringendes nicht mehr aufschiebbar ist, der kommt nicht weit. Der Kopf muß der Hand voraus werken. Wenn man auf ein Bauernhaus und einen Stall zugeht, sieht man bald, ob da ein solcher vorausschauender Kopf darin wohnt und wirkt, oder ob da nur vorweg in den Tag hinein, immer nur das Nötigste getan wird.

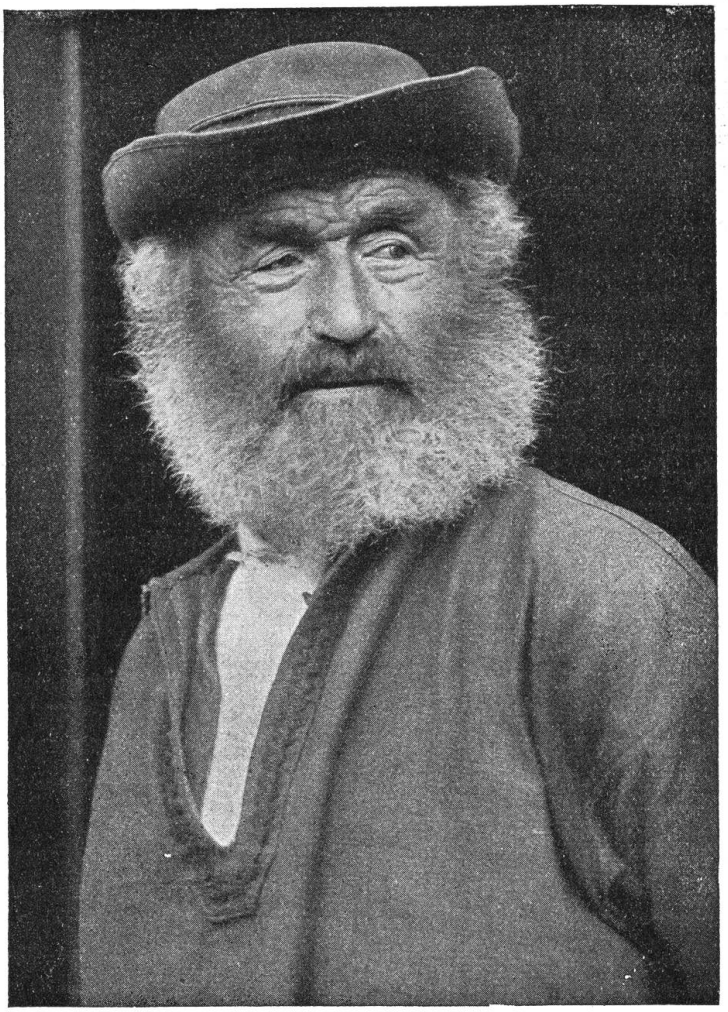
Im Rankboden befahl der Vater mit großen Worten, mit schallenden Befehlen und gar oft mit Kraftausdrücken, die saftig genug waren, um eine ganze Matte damit zu düngen. Aber hinter diesen Anordnungen stand die Mutter umsichtig, unermüdlich, mit Augen, die jede Kleinigkeit achteten und mit einer Güte des Herzens, die wohl fähig war, Wunden zu heilen und Gegensätze auszugleichen. Allerdings gelang es ihr nicht immer, den Vater für ihre Ideen zu gewinnen. Dann wartete sie damit bis zum nächsten oder zum andern Jahr. Sie hatte ja in der langen Zeit, seit sie auf den Rankboden gekommen war, Gelegenheit genug gehabt, sich in Geduld zu üben. Sie wußte genau, wie man den Vater poltern lassen mußte. Wie er seine eigene Arbeit über alles hoch einschätzte und dabei früh genug müde wurde. Wie er das Schaffen der Weiber verachtete. Just das fleißige Helfen seiner Frau und Töchter, das ihm gestattete, während den strengsten Zeiten ins Dorf zu gehen. Sie wußte auch, wie er oft vom Dorf verhetzt und händelsüchtig heimkam, den Meister spielen und auftrumpfen wollte. In solchen Stunden durfte die Mutter nicht mit neuen Vorschlägen kommen, sonst wurde alles rundweg abgeschlagen.

Die Mutter wollte doch schon längst ein größeres Stück Land in Garten umbrechen. Mehr anpflanzen, und wenn es auch nur ein schmaler Streifen dazu gewesen wäre. Aber da kam sie nicht gnädig an. „Nicht handbreit geb ich für das verdammte Suppenzeug!" brüllte der Vater. Seppli kam dazu und meinte: „Aber Schnittlauch und Zwiebeln hast Du doch so gern." „Mach, daß Du an Deine Arbeit kommst, was hast Du dreinzureden?" Dann mußte Seppli sehen, wie nachher der Vater das Rosli am Brunnentrog streichelte und tätschelte und dann dem Bethli nachging und mit ihm plauderte. Das Bethli war doch nur ein Jahr jünger als er; dem befahl der Vater nie eine Arbeit. Immer durfte es mit ihm über das Land spazieren. Wenn der Vater sein Roß, so wie er sagte, das schönste Roß im Kanton, zur Tränke führte, dann setzte er das Bethli darauf und ließ es noch um den ganzen Stall herumreiten. Und ihm sagte er immer: „Fort, marsch an die Arbeit!"

Seppli studierte zwar meist nicht lange solchen Ungerechtigkeiten nach. Bald hörte man wieder sein lustiges Pfeifen oder gar seinen fröhlichen Jodel, den er ganz allein und selbst erfunden hatte. Diesen Jodel nannte der Seppli: „Der jung Rankbödeler". So jodelte nur der Seppli mit seiner hellen Bubenstimme. Und der Wendel vom Hintereggli, der konnte ihn auf der Handorgel spielen. Aber jetzt vergaß er vor lauter Eifer und Arbeit das Pfeifen und Singen. Es war ihm eine Idee gekommen, wie er der Mutter zu einem zusätzlichen Garten verhelfen könnte.

Der Seppli kramte in allen Lauben und auf dem Estrich herum, sprang wieder in den Stall hinüber, holte Latten und Säge, suchte Draht und Schnüre und das alles in größter Eile. Denn wenn der Seppli etwas in die Finger nahm, dann mußte es spätestens am Abend fix und fertig sein. Er lud auch diesmal kurz vor dem Zunachten die Mutter und die Schwestern zur feierlichen Besichtigung seiner neuen Erfindung ein: „Mutter, komm schau, ich habe Dir einen Garten konstruiert, ohne daß der Vater einen Schuh breit Boden hergeben muß." Mit Stolz zeigte er sein Werk. Da baumelten an der Sonnenseite des Hauses, schön praktisch in handlicher Höhe an Latten aufgehängt, alte Emailtöpfe und Krüge voll Erde, eine ganze Garnitur, und dann noch mit großer Schrift jeder einzeln angeschrieben: „Schnittlauch", „Peterli", „Zwiebeln" usw. Vrenili lachte aus vollem Halse, die Mutter schlug die Hände zusammen und sagte: „Nein aber auch Seppli, was Dir nicht alles in den Sinn kommt!" Das Rosli fing sogleich an, die Töpfe in Schwingung zu versetzen, wollte läuten. Der Seppli erklärte, seines Erfolges sicher: „Das ist besser als Dein Garten; beim Jäten muß man sich nicht bücken, und wenn's zu heiß ist, kann man die alle wegnehmen und in den kühlen Gang hineinstellen." Die Mutter aber dachte unterdessen daran, was der Vater bei seiner Heimkehr für ein Donnerwetter loslassen würde, wenn er diese hängenden Gärtlein sähe.

Seppli hatte immer neue Ideen. Wenn die eine nicht durchführbar war, dann setzte er sich für eine andere ein. Wenn zum Beispiel das Vrenili seufzte: Morgen sei doch gewiß schlecht Wetter oder ein heißer Tag. Es müsse mit dem Velo zur Tante ins Dürlachenbühl. Das sei streng mit einem schweren Korb dort hinauf. Man komme doch nie vor fünf Uhr von der Tante fort. Dann setzte sich am selben Abend noch der Seppli in Trab und ging während dem Melken in den Hintereggli-Stall hinüber. Aber nicht etwa zur Stalltüre herein. Nein, vorsichtig und geräuschlos, mit bloßen Füßen über die Leiter in den Heuboden hinauf und von dort heimlich wie ein Kätzchen durch das Heuloch hinunter. Wenn dann der Wendel mit dem vollen Milcheimer dort vorbei ging, gab er ihm, mit dem Finger an den Lippen Schweigen gebietend, einen Zettel in die Hand und verschwand wieder, ohne daß sonst jemand im Stall eine Ahnung von diesem geheimnisvollen Briefträger hatte. Wendel fand dann auf dem Zettel in Sepplis schön geschwungenen Buchstaben die Mitteilung: „Morgen geht das Vrenili zur Tante ins Dürlachenbühl und kommt um 5 Uhr zurück durch das Ennetbachwäldli."



Wetterhart und eigenwillig

Um ganz sicher zu sein, entdeckt dann am selben Abend noch der Seppli, daß ihm zwei Knöpfe an den Hosen fehlen. Er muß natürlich sehr spät noch an Vrenilis Zimmertüre klopfen und deswegen um Hilfe bitten. Und wenn ihm dann das Vrenili, als immer bereite Nothelferin aufmacht, ihn auf den Bettrand setzt, ihm beim Lampenschein die Knöpfe annäht, dann frägt er ganz zahm und leise: „Vrenili, wenn morgen um fünf Uhr im Ennetbachwäldli der Wendel am Weg steht, erschrickst Du dann fest?" Und wenn er dann später leise in sein Zimmerlein schleicht, dann hat er rote Backen und ist voller Seligkeit, weil das Vrenili, sein liebes Vrenili, so überaus lieb mit ihm gewesen ist.

Ein Flugzeug-Unglück.

Seit dem Krieg waren für die Bauern viele Vorschriften von Bern gekommen, die nur ungern ausgeführt wurden. Man war nicht eingerichtet, um viel Korn, Weizen und Haber zu pflanzen. Man verstand nicht überall gut, mit Pflug und Egge, mit Walze und Dreschmaschine umzugehen. Der Vater im Rankboden war, wie immer, dagegen. Er konnte nicht zuschauen, wenn seine schönen Wiesen vom Pflug aufgerissen wurden. Aber für den Seppli war das ein Vergnügen. Wenn er nur fuhrwerken konnte! Ihm war nie Angst um das nervöse, tänzelnde Pferd herum. Der Zugstier ließ sich gerne von ihm führen und einschirren. Immer wollte er dabei sein, wenn zweispännig mit den beiden gefahren

wurde. Dann tönte sein „Host“ und „Hüst“ und der Knall seiner Peitsche weit übers Land.

Der Knecht war mit dem Seppli am Pflügen. Sie brachen den langen Streifen um, zuhinterst im Heimen gegen den Graben am Waldrand. Der Knecht wurde weggerufen. Er befahl dem Seppli, still zu stehen und bis er komme, das Gespann zu halten. Seppli dachte sich: „Ich kann doch gut bis zum Graben fahren; wir sind dann im Schatten.“ Das ging auch ganz gut. Dort angekommen, schaute er nach dem Knecht aus, blieb eine Weile stehen, wartete, vertrieb sich die Zeit mit Brämen töten. Er suchte im stillstehenden Wasser in dem breiten Graben nach Fröschen. Das Pferd wurde ungeduldig. Seppli dachte sich, so schwer wird der Pflug nicht sein, probierte ihn mit aller Kraft aus dem Boden zu heben, rutzte und zerrte daran, wollte mit dem ganzen Gespann wenden. Er hörte ein Flugzeug in der Luft, wußte, daß das Roß immer bei dem Motorengeheul scheu wurde, ließ den Pflug liegen und sprang auf der Grabenseite zu den Zugtieren vor. Aber mit Blitzesschnelle raste das Flugzeug und noch ein zweites ganz niedrig über ihm hin. Fanny, das Pferd, schlug mit den Vorderbeinen in die Luft, drehte um, wollte fliehen. Der Stier zog entgegen und kam so über den Grabenrand, just da der Seppli vorbeiwollte und nach dem Fanny greifen. Das Pferd zerriß die Riemen und der Stier rutschte seitwärts über die Abböschung gegen das Wasser zu. Seppli war nicht schnell genug und fiel. Der schwere Zugstier stampfte ihm mit einem Huf das Bein tief in den Dreck hinein. Fanny rannte wie von hundert Hornissen gestochen über die Matte davon. Der Stier blieb samt Pflug im seichten Wasser stehen. Und Seppli blieb liegen. Au, wie das weh tat im Knie! Und doch wollte er das Bein aus dem Dreck herausziehen. Er half mit beiden Händen. Aber er mußte einen furchtbaren Schrei lassen, da er mit dem Knie an die Oberfläche kam. Der Stier drehte den Kopf herum, wackelte mit den Ohren und schaute gutmütig zu, wie der Seppli jammernd sich am andern Port ins Trockene hinauf schleppte.

Dort blieb Seppli halb sitzend, halb liegend, hielt in fürchterlichen Schmerzen sein Knie und konnte sich kaum mehr bewegen. Die Tränen rannen ihm über die verschmierten Backen. Mit schreckerfüllten, weitaufgerissenen Augen sah er den Vater näher kommen. Hörte ihn fluchen und schimpfen. Er kam bis zum Grabenrand und brüllte dann über den Stier hinüber zu ihm: „Du verfluchter Lausbub Du; jetzt hab ich genug von Dir, Du bist die letzte Stund auf dem Rankboden gewesen! Mach, daß Du aus meinen Augen kommst!“ Seppli will mit allen Kräften aufstehen und fällt mit einem Schrei sogleich zurück. „Ich kann nicht, Vater“, ruft Seppli, „ich kann nicht, das Bein!“ Aber der Vater hört nicht: „Ich will Dir Beine machen, Du windiger Undank Du!“ Er sieht die Peitsche am Boden liegen, hebt sie auf, schwingt sie über den Graben und schlägt dem Seppli die sausende Schnur um den Kopf: „Geh, wo Du hergekommen bist, Du verfluchter Waisenhausbub, fort mit Dir, sag ich; wenn dem Fanny etwas passiert ist, dann — —“, und wieder schlägt er mit der Peitsche hinüber. Seppli zuckt zusammen, sagt kein Wort mehr, wimmert leise und starrt den Vater an. „Ja, Waisenhausbub, sag ich“, schreit der Vater, „wahr ist's und jetzt fort mit Dir!“ Dann dreht sich der Vater um, sieht weit drüben ennet dem Hag das Fanny und läuft ihm nach.

Die Leute im Haus, durch das ferne Schimpfen aufmerksam geworden, wollten auf die Matte hinaus, um zu sehen, was geschehen sei. Der Vater rief ihnen von weitem zu: „Kommt, helft mir das Fanny einfangen!“

Wie konnte da der Vater sanft und zahm mit dem ängstlichen Roß sprechen. Wie fand er weiche Kosenamen und zärtliche Zurufe! Da er es endlich am Halfterband festhielt, streichelte und tätschelte und beruhigte er es. Später, als das Roß angebunden war, schaute er die zerrissenen Riemen und das zerfetzte Roßgeschirr näher an und kam wieder in Wut: „Der verdammte Lotterbub muß mir heute noch fort“, schrie er der Mutter ins Gesicht. „Verstehst Du das, jetzt ist Schluß und aus; heute gibst Du ihn noch

zurück, verstanden!" „Was ist mit dem Seppli?" fragte die Mutter. „Und daß sich niemand untersteht, zu ihm zu gehen! Der soll selber heimkommen. Dann kann er gleich sein Bündel packen." Mit gesenktem Kopf ging die Mutter neben dem Vrenili ins Haus hinüber. Hinten herum aber schlich der Knecht zum Seppli und zum Stier hinaus.

Das Knie war schon arg geschwollen. „Jakob, laß mich hier, bis der Vater ins Dorf geht," bat Seppli. Aber der Knecht fuhr mit der groben Hand ganz sachte über das Bein und sagte: „Solange kannst nicht hier bleiben, Seppli. Das muß zum Doktor, sonst wirst lahm. Komm, ich trag Dich heim." Sorgfältig nahm der alte Mann ihn auf. In Sepplis Gesicht zuckte der Schmerz bei jeder Bewegung, bei jedem Schritt und die Tränen rannen eine der andern nach, aber er jammerte nicht mehr. Tapfer biß er seine Zähne zusammen. Wie sie so ennet dem Acher in das ebene Land kamen, fragte der Seppli: „Jakob, weißt Du warum? Mir hat der Vater Waisenhausbub gesagt." „Sei still," der Vater ist immer ganz verrückt, wenn er sein schönes Fanny in Gefahr sieht, dann redet er halt halbverrücktes Zeug. Wird schon wieder zahm werden, ist noch jedesmal wieder kantsam geworden. Hab Du jetzt nur Sorg zu dem Bein." Weiter redeten sie nichts mehr, denn der Bub war schwer, so weit und ganz ruhig zu tragen.

Sorgfältig nahm der alte Mann ihn auf

Wie die Mutter ihr Leben erzählt.

Die Mutter und die Mädchen warteten auf sie. Man mußte den Seppli waschen und in sein Bett bringen. Endlich kam der Doktor. Er wollte ihn in den Spital mitnehmen. Aber Seppli bat und flehte: „Nur nicht fort, nur nicht von Euch fort." Und die Mutter sagte: „Wir haben hier Pflegerinnen genug und Platz und wollen ihn nicht fortgeben, den Seppli." So blieb er in seinem Bett, trotzdem es vielleicht besser für ihn gewesen wäre. Die Schmerzen beim Einziehen des Beines waren entsetzlich.

Der Doktor gab ihm ein Schlafmittel für die ersten Nächte. Da redete Seppli im Traum. Immer wieder kam in seinem fiebrigen Gerede das Wort: „Waisenhausbub" und „ich bin kein Waisenhausbub." Die Mutter erschrack darob und stellte den Vater zu Rede. Lange und heftige Gespräche hörte man jene Nacht aus der Kammer. — Immer wieder die befehlende Stimme des Vaters und die ruhigen abgedämpften Worte der Mutter, weit über Mitternacht hinaus.

Und einmal kam die Stunde, da nach dem Abendgebet der Seppli seine Mutter fragte: „Warum bin ich ein Waisenhausbub?" Sie hatte die Frage schon lange befürchtet. „Schlaf Du jetzt, mein lieber Seppli. Ich mach Dir noch das Kreuzzeichen, damit Du von allen bösen Geistern behütet bleibst. Bete, daß Dich Dein Schutzengel bewacht und daß Dir keine dummen Gedanken einfallen. Schlaf gut, mein lieber Bub. Gut Nacht."

Ein andermal wieder kam er mit dieser Frage. Die Mutter durfte nicht mehr ausweichen. So erzählte sie ihm nach und nach eine lange Geschichte: „Zu der Zeit, da Du noch ein ganz kleiner Bub warst, kaum recht auf der Welt, nur ein paar Monate alt, da hatten wir eine böse Zeit. Des Vaters Brüder wollten ihm das Heimen, den Rankboden streitig machen. Wir waren beide

jung und der Vater stark und ein fleißiger Schaffer, all mein Geld und alle Mittel hatten wir aufgewendet, um aus dem verlotterten Erbe ein ertragreiches Gut zu machen. Jahrelang hatten wir wie Knecht und Magd geschuftet und das Heimen instand gestellt. Und nun sollte alles in einem Prozeß an die Brüder verloren gehen.

Immer wieder waren Verhandlungen und Sitzungen mit dem Gericht und den Advokaten, monatelang und länger kein Entscheid und wenig Hoffnung. Zu der Zeit war im Armenhaus drüben eine Klosterfrau, die mir manchen guten Trost zusprechen konnte. Wenn im Haus das Elend und der Trübsinn wie Gespenster herumschlichen, dann floh ich zu der Schwester ins Waisenhaus hinüber, brachte den alten Leuten etwas Gebackenes, Konfitüre oder einen Trank. Mit keinem Menschen konnte ich sonst reden. Die ganze Verwandtschaft war gegen uns und voll Haß und Mißgunst.

Die gute Schwester hörte mir zu und half mir mein schweres Kreuz tragen. Wenn ich dann bei ihr im Garten saß, ihr etwas rüsten oder flicken half, lag da in einem Korb neben ihr, unter dem Apfelbaum, ein herziger Bub, streckte die runden Beinchen in die Höhe, lachte schon ein wenig, wenn ich kam, oder jauchzte vor Vergnügen, wenn ein Bienlein um ihn summte. Ich habe dann auch dem kleinen Bub ein Klötterli mitgebracht, ihm in die lustigen Augen geschaut, in seine seidenweichen Haare geblasen und mit ihm gespielt. Wie war das eine Freude für mich, aus all unseren trüben Gedanken hinauszukommen. Wir wußten ja nie, wann wir vom Rankboden fort und in die ungewisse Fremde hinaus mußten. Da kniete ich eben manchmal zum Korb unter den Apfelbaum hin und vergaß alles ringsum.

Der liebe kleine Bub, war gar ein armes verlassenes Kind. Die Mutter gestorben. Der Vater in fremdem Land, untröstlich über den Tod seiner jungen Frau davongegangen. Aber der Bub wuchs glücklich und gedieh unter der sorglichen Pflege der guten Klosterfrau. Einmal hab ich den Bub mit heimgenommen, da war die Schwester für ein paar Tage krank. Ein andermal, hab ich ihn wieder geholt, um dem Vrenili und dem Marieli eine Freude zu machen. Sie waren noch so klein. Manchmal blieb der Bub über eine Woche da, bis ihn die Schwester wieder geholt hat.

Mit dem Prozeß wollte es kein Ende nehmen. Unsere Hoffnung versank in Schwermut. Der Vater redete kaum ein Wort mehr. Mir war in der Zeit immer sterbensübel. Bald kam noch das Bethli auf die Welt. Da kniete ich wieder einmal bei dem lieben Bub in der Stube. Ich weiß noch gut, die letzten Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster. Das Gold am Kruzifix leuchtete in der Ecke ob dem Tisch. Ein neuer Mut kam über mich, wie eine Gewalt in mein Herz. Ich habe die Hände über dem Kind gefaltet und zum Kreuz aufgeschaut, in all meinem Elend und meiner Not heilig gelobt und versprochen: wenn wir nicht ab dem Heimen müssen, dann soll dieser arme elternlose Bub sein Leben lang hier bleiben dürfen und ich will ihm immer Mutter sein. Dem Vater habe ich nichts gesagt davon. Er hätte so etwas nicht gewagt, wir hatten kein Geld und drückende Zinsen. Aber jeden Tag habe ich das Versprechen wiederholt im Herzen, bis der Prozeß vorüber war und gewonnen war und wir hier auf dem Rankboden bleiben durften. So ist der Bub, der Seppli, bist Du, mein lieber Seppli auch dageblieben und aufgewachsen und hast uns viel Glück gebracht. Ich hab mein Versprechen gehalten und will es halten, Dir eine gute Mutter zu sein. Der Vater weiß von dem Versprechen heute noch nichts. Vielleicht früher, wäre es noch Zeit gewesen, davon zu reden. Aber ich habe es damals schon nicht gewagt, habe lieber immer wieder, wenn die Rede dazu kam, was mit Dir geschehen solle, gebettelt und gebittet, er solle Dich doch noch eine Zeit lang mir lassen. Das Rosli kam auf die Welt, wieder ein Mädchen. Dann kamst Du bald in die Schule. Immer habe ich Angst gehabt, irgendwer sage es Dir, daß Du nicht unser eigenes Kind seiest. Aber da Dein Vater auch gleich wie wir geheißen hat und längst verschollen war, blieb Dir dieser Schmerz immer erspart. Du bist groß geworden. Wir sind aus dem Elend herausgewachsen. Wir haben den langen Acker, den

hinteren Wald, den Alpteil dazu kaufen können. Haben seither in vielen Dingen Glück gehabt. Geb uns Gott den Frieden, und daß wir glücklich weiter auf dem Rankboden zusammenbleiben können."

Das ist die Geschichte, wie die Mutter sie ihrem lieben Seppli erzählte; vielleicht nicht genau so, wie sie hier erzählt ist, und nicht alles auf einmal. Denn sie wollte den Bub langsam zu den neuen und für beide so schmerzlichen Gedanken hinführen.

Wenn es knackt im Gehölz.

Seppli ertrug alle seine Leiden mit Geduld und männlichem Mut. Nur langsam heilten die Wunden in seinem Herzen und schlecht stand es um sein Bein. Viele, lange Wochen mußte er liegen und leiden.

Mit Sepplis Krankheit war auch für die erwachsenen Mädchen auf dem Rankboden eine strenge Zeit angebrochen. Einen so hilflos im Bett liegenden Kranken zu pflegen und darüber hinaus noch dessen Arbeiten selbst zu besorgen war nicht leicht.

Auch der Vater mußte jetzt mehr zu Hause bleiben. Seine Laune war dadurch nicht besser geworden und sein Aufpassen ob der Wendel irgendwo auftauchte, nur noch schärfer. Mißtrauisch frug er immer wieder nach dem Vrenili, wenn es gerade nicht um den Weg war. Am Abend, wenn er von der Wirtschaft heimkam, schaute er vielmal in Vrenilis Zimmer hinein und erschreckte es mit seinem Licht im Schlafe. Aber schließlich, mit einer Kette am Ofenbein anbinden, konnte er es doch nicht.

Lag da in einem Korb neben ihr ein herziger Bub

Deshalb geschah es, daß der Wendel das Vrenili im Wald erschreckte. Er hatte früh am Morgen ein Kesseli am Waldrand in der Sonne blitzen gesehen. Ein Kesseli, ein Körbchen und dazwischen ein Mädchen mit blonden Haaren, die alle drei kurz nachher im Wald, dem Berg zu verschwanden. Wendel war ja nicht so ganz absolut sicher gewesen. Die Entfernung war trotz seinen scharfen Adleraugen zu groß. Aber wenn nur die kleinste Möglichkeit bestand, war es doch für ihn selbstverständlich, sofort alles liegen und stehen zu lassen und in derselben Richtung im gleichen Wald zu verschwinden. Natürlich auf einem Umweg, der von den beiden Heimen aus nicht gesehen werden konnte.

Wie ein Jäger, der weiß, das Rehlein muß hierdurch zum Wassertrinken kommen, paßte der Wendel dem Mädchen ab. Die Schritte kamen näher. Wendel spähte durch die Blätter des Unterholzes, sah einen Mädchenkopf auftauchen, den braunen Hals, ein blumiges Kleidchen, sah sein Vrenili nichts ahnend langsam Kräuter und Beeren suchend entgegen kommen. Er blieb so still, daß kein Blättlein sich bewegte, wartete bis Vrenili kaum einen Meter breit von ihm weg vorbeischritt, dann griff er durch die Zweige nach seinem Arm, packte zu, sprang aus dem Laub, nahm es in seine Arme und wollte es küssen. Vrenili in seinem fürchterlichen Schrecken schrie laut und schlug wie wild um sich, wollte aus der unbekannten Gewalt entfliehen. Aber wenn der Wendel mit seiner unbändigen Kraft einmal zugegriffen hat, dann gibt es kein Entrinnen mehr. Die Schläge und Schreie veränderten

nicht einmal sein lachendes Gesicht. Und da im Drehen und Wenden das Vrenili endlich sah und erfaßte, wer der schreckliche Räuber war, ließ es erschöpft mit seinem Wehren nach. Das Herz tobte ja zum Zerspringen. Vrenili mußte die Augen schließen, und so sah es eben nicht, wie Wendels Lippen ganz nahe kamen. Und da es diese auf seinem Munde spürte, da war schon jede Verteidigung nutzlos. Wie in eine Riesengewalt eingehüllt blieb es unbeweglich. Nur langsam wich der Schmerz des Schreckens aus seinen Gliedern und kam aus der lieben Umarmung die Freude und das Glück. Zaghaft öffneten sich seine Lider, schauten die abgrundtiefen braunen Augen in Wendels liebe, strahlende Seelenfensterlein hinein. Vrenili bekam endlich eine Hand frei, strich ihm zweimal über die schwarzen Haare hin, weich und zärtlich, dann drückte es sanft Wendels Gesicht weg. Das Kesseli mit den Beeren, das Körbchen mit den Kräutern lagen umgestürzt am Boden: „Nie mehr, meiner Lebtag nie mehr, gehe ich allein in den Wald," sagte Vrenili, „ich hätte vor Schreck tot umfallen können." „Hab ich Dir weh getan?" frug jetzt Wendel. „Ja, das auch," schmollte Vrenili und suchte die Kräuter zusammen.

Er half schuldbewußt mit. Er kniete vor ihm auf den Waldboden, faßte behutsam mit seinen groben Fingern die zarten Blättlein und zerdrückte die reifen Beeren. Vrenili lachte. „Wendel, das ist keine Arbeit für Dich. Wenn ich Deine Arme mit den groben Knochen und den dicken Muskeln und dann hinab und den Händen nach Deine Finger und zuletzt darin ein eben zerdrücktes Beeri sehe, Wendel laß das sein, steh auf." Wendel gehorchte, stellte sich mit einem Schalk in den Augen nebenan, öffnete seine Arme und sagte: „Das kann ich besser, komm!" Aber diesmal gelang es ihm nicht mehr. Vrenili war ihm, biegsam wie ein Wisel ausgeschlüpft und drohte, sofort umzukehren und im schneidigsten Galopp heimzurennen, wenn er nicht auf Eid und Ehr verspreche, es nicht mehr anzurühren.

Wendel mußte geloben. Dann gingen sie miteinander den Wald hinauf. Sie sprachen vom Seppli, von dem Bein, das so kompliziert gebrochen und zerschmettert sei, daß selbst der Doktor fast verzweifle. Vrenili erzählte, wie viel der arme Bub leiden müsse und wie er alles ohne wehleidig zu sein, ertrage, ja immer wieder versuche die Mutter zum Lachen zu bringen. Wie der Seppli dem kleinen Rosli, das nicht von seinem Bett wegwolle, aus Büchern vorlese und Geschichten erzähle, wie ein Pfarrer. „Der arme Bub, und der Vater ist gar nicht gut mit ihm." So kamen sie auf den Vater zu sprechen. Vor der kleinen Holzerhütte stand ein schiefes Bänklein, darauf setzten sie sich. Wendel wollte den Arm auf Vrenilis Schultern legen, aber es wehrte sich. Das Mädchen war nachdenklich geworden: „Du hast mir versprochen brav zu sein, das mußt Du halten. Ueberhaupt das dürfen wir nicht. Was haben wir für eine Zukunft vor uns. Der Vater geht umher wie ein Wütender, traut mir keinen Augenblick, nicht einmal in der Nacht. Die Mutter hat Sorgen, daß ihr das Herz fast vergeht. Immer muß ich in furchtbarer Angst leben, jetzt wieder wenn ich heimkomme, oder wenn Du eine Dummheit machst. Der Vater hat Dir den zerbrochenen Stock nicht vergessen, mitten in der Nacht ist er aufgestanden und hat die Stücke im Schnee gesucht. Ich kenne den Vater, der wird nie, sein Leben lang nie uns beide beisammen lassen. Wendel das ist furchtbar. Du kennst ihn nicht so wie ich." Wendel meinte, er habe ihn eigentlich genügend kennen gelernt, aber sie wollten jetzt nicht an so schreckliche Dinge denken. So etwas könne man dann wieder machen, wenn jedes allein sei. „So lange habe ich Dich nicht mehr gesehen und wie unendlich lange geht es, bis wir wieder einmal so schön beisammen sind. Vrenili, sei doch lieb!"

Ein leises Knacken in der Nähe schreckte sie auf. Nochmals, wie das Brechen eines dürren Zweiges. Vrenili griff nach Wendels Arm. Ein Rehlein trat aus dem Unterholz, schaute possierlich um und um, stellte die Ohren, schnupperte in der Luft. Wendel zuckte zusammen, als wollte er nach einer Flinte greifen, aber es genügte ein leichter Druck von Vrenilis Hand, daß er mäuschenstille blieb. „Wie schön," flüsterte

Vrenili. Aber diese kaum hingehauchten Worte genügten, um das behende Tierlein zu verscheuchen. Mit ein paar Sprüngen war es verschwunden.

„Mutter, muß ich fort?"

Der Rankboden-Bauer war nicht mehr so unerhört auf das strenge Arbeiten versessen. Er hatte den Ausfall von Sepplis Arbeitskraft bald genug gespürt und sich um eine Aushilfe umgesehen. Er mußte natürlich eine ganz neuartige Lösung finden, die niemanden sonst in den Sinn gekommen wäre. Er hatte das schönste Pferd im Stall. Nun wollte er auch noch den schönsten Knecht dazu haben. Deshalb hatte er mit dem Flüchtlingsamt verhandelt und eines schönen Tages einen dunkelhaarigen braungebrannten, heißblütigen Italiener heimgebracht, einen Feuerteufel und Lautensinger. Dieser Arnoldo gefiel dem Vater über alle Maßen. Stolz schritt er neben ihm her ins Dorf. Und dem Arnoldo lachte das Herz beim Anblick eines Ankenstockes, oder wenn er an einer Speckseite schnupperte oder den schönen Rankboden-Mädchen in die Augen sah.

Bei Soglio im Bergell

Nr. 6356 BRB 3. 10. 1939

Arnoldo war seit Jahren im Militär, da und dort im Krieg und zuletzt an der Ostfront gewesen. Er hatte die Russen nie geliebt. Und da er einmal auf Urlaub in der Heimat war, hatte er sich entschlossen, lieber in die Schweiz zu flüchten, als wieder mit den Russen in so nahe Berührung zu kommen.

Er arbeitete fleißig, besonders in der ersten Zeit. War flink, gelenkig und gelehrig. Der Vater sagte: „Das ist ein Kerl, dem muß man nicht alles fünfundvierzig Mal sagen, husch husch, und schon hat er's erfaßt und ausgeführt. Das ist nicht so ein Stock und langsamer „Kniäppi" wie unsere jungen Burschen hier im Land. Schaut einmal den Arnoldo, wie der mit dem Fany über den Acher fährt, da ist Rasse und Temperament."

Ja, ja, an Temperament fehlte es dem Arnoldo nicht. Schon in der ersten Woche sang er unter Vrenilis Fenster zarte Liebeslieder. Später schwor er ihm ewige Treue in gebrochenem Deutsch. Dann strich er ihm überall hin nach, wie ein Kätzchen und schoß sogar während dem Suppenessen über den Tisch feurige Liebesblicke zum Vrenili hinüber. Ach, wie konnte er doch, den armen Verlassenen, den durch unglückliche Liebe Verwundeten spielen. Ja, tatsächlich, mit dem Arnoldo war allerhand Kurzweil auf den Rankboden gekommen.

Nur dem Seppli gefiel der Italiener nicht. Hart war es für den Seppli, zuzuschauen, wie Arnoldo mit dem Fanny fuhrwerkte, während er mit seinem verbundenen Bein untätig dasitzen und den Schmerzen

zuhören mußte. Bitter war es für ihn zu sehen, wie der Vater seinen Stellvertreter mit Freundlichkeit und Sympathie überschüttete, sich dagegen gar nicht um ihn und seine Krankheit kümmerte. In ohnmächtiger Wut schaute er auf Arnoldo, wenn dieser mit dem Vrenili vertraulich plaudernd vom Felde heimkehrte und dieses herzlich und laut mit ihm lachte. Er selbst, der Seppli, der Waisenhausbub hatte Angst, daß sein Bein nie mehr kräftig werde, hatte Angst vor der Zukunft, vor der Fremde.

Am Abend weinte Seppli in seinem Elend gar bitterlich, da die Mutter zu ihm ins Zimmer kam, um ihm Gutnacht zu sagen. „Mutter, was geschieht mit mir, wenn ich gesund bin? Muß ich fort?" Nein, so wollte die Mutter den Bub nicht allein lassen. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich an sein Bett und streichelte seine Hand. „Seppli, hast Du kein Vertrauen zu mir?" Doch, doch, Seppli hatte viel Vertrauen. Aber er sah jetzt mit wachen und ängstlichen Augen so viele düstere Anzeichen. „Seppli, Du weißt, was ich versprochen habe, und wie lieb Du mir bist, sei jetzt ruhig mein Bub und schlaf gut." So redete sie mit ihm. Selbst müde von der harten Last des Tages, blieb sie aufrecht bei ihm, bis er schlafen konnte.

Vrenili brachte einmal dem Seppli das Morgenessen ins Bett, wollte ihm gerade ein Taßli Milchkaffee zum Trinken reichen. Da nahm der Seppli das Vrenili mit beiden Armen um den Hals und sagte: „Vrenili, warum hast Du mir nie gesagt, daß ich ein Waisenhausbub bin?" „Seppli, Seppli, Du verschüttest ja alles über das Bett. Laß mich los." Aber Seppli ließ nicht locker. „Vrenili, liebes Vrenili, sag mir warum." Vrenili konnte zur Not das Beckli auf den Stuhl stellen, aber aus den eng umschlungenen Armen schlüpfen konnte es nicht ohne ihm weh zu tun. So groß und nahe bittend und fragend schauten Sepplis Augen zu ihm auf. „Das will ich Dir sagen, Seppli, ich hab Dir das nie gesagt, weil ich Dich immer so gern gehabt habe und immer als Bruder behalten will." Und dann jubelte Seppli und drückte noch fester sein Gesicht an Vrenilis Wange und Hals und ließ erst recht nicht mehr los. „Weißt Du Vrenili," sagte er später, „wenn ich fort müßte, dann wollte ich lieber nicht mehr gesund und grad werden."

Vrenili, in seinem großen Mitleid, versprach ihm, einmal darüber mit dem Vater zu reden. Es fürchtete sich davor. Wohl war der Vater in letzter Zeit oft guter Laune. Freute sich, wenn der Italiener eine gerissene Kurzweil in Szene setzte, oder seinem Mädchen mit Eleganz und Erfolg den Hof machte. Aber mit dem Vater war nicht gut über ein unangenehmes Thema zu sprechen.

Der Vater war allein im Haus, in der Stube mit Schriftlichem beschäftigt. Diese Gelegenheit benützte das Vrenili und ging mutig zu ihm hinein. „Vater, ich möchte Dich etwas fragen, wenn Du Zeit hast." Er drehte sich auf dem Stuhl verwundert um, legte seine Brille auf den aufgeklappten Sekretär: „Ja natürlich habe ich Zeit für Dich, immer habe ich Zeit für Dich, mein liebes Vrenili, komm nur, was willst Du denn Gutes von mir?" Er nahm es liebevoll am Arm. Vrenili blieb stehen. „Ich möchte Dich wegen dem Seppli fragen." Da runzelte der Vater die Stirne. Sein freundliches Gesicht wurde finster: „Wegen dem Seppli hast Du glaube ich nichts zu fragen. Darüber rede ich dann schon mit der Mutter selbst, wenn es an der Zeit ist. Aber weil Du gleich da bist, wegen etwas anderem hätten wir zwei schon längst zu reden miteinander. Ich wills kurz machen. Der Wendel hat scheints immer noch im Sinn Dir nachzulaufen." Vrenili spürte, wie ihm langsam vom Hals her die Röte aufstieg und über das Gesicht herkam ... es schwieg. „Ich sage Dir, mein Kind, damit mach Schluß, ich ertrage das nicht. Ich habe jetzt lange gewartet und Dir Zeit gelassen. Ich sage Dir das aber jetzt, damit Du es immer weißt. Gegen den Wendel bin ich wie der Teufel. Ich habe meine Gründe." Und dann fuhr er plötzlich ganz weichherzig und mit tiefer Stimme fort: „Ich weiß Vrenili, Du wirst mir das nicht zuleid tun. Ich habe Dich immer am liebsten gehabt, immer allen vorgezogen. Du wirst mir das nicht mit Schande und Undank vergelten. Ich weiß Vrenili, Du hast ein gutes Herz,

Du bist immer ein liebes Kind gewesen. Laß Dich nicht verleiten und verhetzen. Ich will Dich nur vor einem Unglück behüten, glaub mir." Vrenili schaute starr auf den Vater hinunter, in seinem Gesicht zuckten gefährliche Lichter und in seinem Herzen tobte der Kampf. So durfte der Vater nicht reden, sonst war es verloren: „Aber, Vater." — Er ließ es nicht reden: „Es gibt kein Aber, das will ich Dir eben sagen, daß es kein Aber gibt. Komm mir nicht mit Tränen, das ertrag ich nicht. Geh jetzt, Du weißt Bescheid." Dann stand er plötzlich auf, nahm des Mädchens Hand, schaute ihm heftig und doch lieb in die Augen: „Vrenili, Du verstehst mich, wir sind einig." So ging er mit ihm bis zur Türe. Vrenili spürte lange noch schmerzlich Vaters kräftigen Händedruck.

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs

am 26. August 1444, nach einem Stich von Matthäus Merian der Aeltere. Hinter den im reißenden Wasser der Birs kämpfenden Eidgenossen steht die brennende Kapelle von St. Jakob. Im Hintergrund Mauern und Türme von Basel.
Die ganze Schweiz feierte im Sommer 1944 den vor fünfhundert Jahren bei St. Jakob an der Birs heldenmütig bestandenen Kampf der Berner, Solothurner, Luzerner, Urner, Unterwaldner, Glarner, Zuger und Liestaler gegen den mit 40 000 Armagnaken anrückenden Dauphin von Frankreich. Sie haben mit ihrem Todesmut und Opfer unsere Freiheit erkauft, ohne Furcht vor mächtigen Nachbaren Heim und Heimat beschützt. Ehre, Ruhm und Dank diesen Helden!

Reiterblut.

Seppli vernahm nichts von dieser Unterredung. Vrenili vertröstete ihn. Der Bruch war schlecht geheilt und die Wunde am Bein wollte nicht zuwachsen. Der Arzt verordnete Sonnenbäder und Liegekuren. Dann wieder sprach er davon, das Knie könnte steif bleiben, wenn es nicht bewegt werde. Seppli humpelte mit seinen Krücken in Haus und Stall herum, saß auch dann und wann auf das Bänklein unter den Apfelbaum oder noch lieber am Waldrand hinter dem Graben. Soweit zu gehen, war natürlich für

den Seppli eine gewaltige Anstrengung. Er war jedesmal ganz erschöpft. Und doch strebte er immer wieder dorthin, weil er da ganz allein war und nachsinnen konnte. In dem Graben vor ihm, hatte ja auch letzten Frühling sein Unglück den Anfang genommen. Jetzt war es Herbst. Aus dem lustigen Bub, war durch das Leiden ein nachdenklicher kleiner Mann geworden.

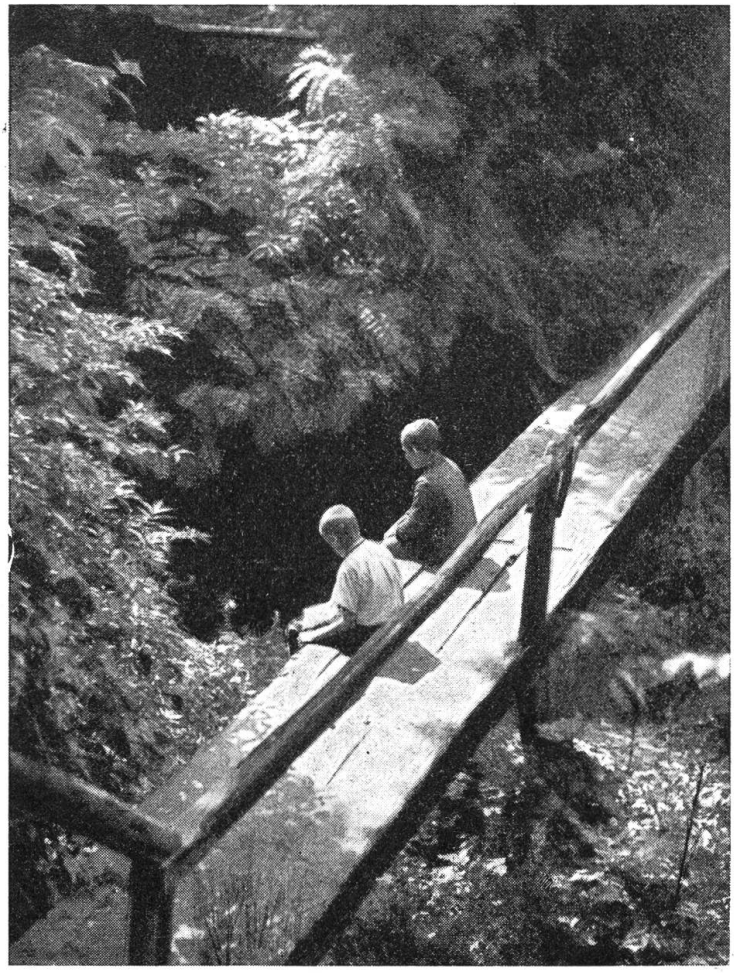
Arnoldo trug Sonntags immer seine Stiefel und Uniformhosen. Mit Stolz ging er so bekleidet in die Kirche. Vrenili sagte ihm einmal: „Warum läufst Du immer in Stiefeln herum. Bei uns tragen nur die Reiter Stiefel.“ Arnoldo war beleidigt. Er wollte beweisen, daß er ein Reiter war. Er hatte längst Vaters Sattel und Reitzeug aus der Dragonerzeit im Estrich entdeckt. Hinter dem Stall sattelte er das Fanny und kam unvermutet dahergeritten vor das Haus. Ei, wie das Pferd tänzelte und stieg, wie er elegant parierte und lachend galoppieren ließ. Fanny schlug aus und bockte. Das Pferd konnte den schneidigen, jungen Kerl nicht abwerfen. Und wie die Mädchen staunten, mit offenem Mund die Kunststükke und den flotten Reiter bewunderten und dann wieder in Angst um ihn, schreien mußten.

Der Vater stand dabei und sagte nichts. Was wäre geschehen, wenn ein anderer so mit seinem Fanny umgesprungen wäre. Den Arnoldo aber ließ er gewähren. Dabei kam sein altes Reiterblut in Wallung. Kühne Erinnerungen aus seiner Dragonerzeit tauchten auf. Er wollte auch wieder einmal reiten. Er war doch früher ein schneidiger Reiter, ein Draufgänger gewesen, trotzdem sein damaliges Pferd niemals mit dem schönen Fanny hätte verglichen werden können.

Anderntags sattelte der Vater am Nachmittag, während alle mit Obstpflücken beschäftigt waren sein Pferd und ritt heimlich auf die andere Seite dem Graben zu. Das hatte gestern so leicht und spielerisch ausgesehen. Er wollte auch einmal wieder das stolze Gefühl erleben, wollte einmal mit dem vollblütigen Fanny über die Wiesen galoppieren. Das Pferd wich links und rechts aus. Er hatte Mühe es im Zaun zu halten, dann schoß es wie vom Bogen abgeschossen davon. Erdklumpen flogen hinter ihm durch die Luft. Aber der Vater brachte das Fanny doch wieder zum Stehen. Beiden ging der Atem schwer.

Seppli saß auf seinem Bänklein am Waldrand, sah den Vater kommen, sah wie er stehen blieb und wieder in Trab kam, auf den Graben zuritt, wie das Pferd ausschlug und nervös wurde. Sie kamen immer näher auf ihn zu. Der Vater hatte einen roten Kopf und sprach hastig auf das Pferd ein, das sich rückwärts drehte und mit den Vorderhufen in die Luft schlug. Was war denn das, das Pferd stieg und stieg. Warum springt denn der Vater nicht herunter, das ist ja verrückt. Nein, nein, das Pferd steht aufrecht in die Luft und der Vater läßt die Zügel nicht los. Und jetzt, und jetzt fällt es rückwärts zu Boden. Fällt auf den Reiter. Welch furchtbarer Schrei. Die Hufe in der Luft, den Vater unter sich, wälzt sich das Fanny und fällt auf die andere Seite, steht auf, reißt den Vater noch ein Stück am Steigbügel mit und rennt über den Graben davon. Seppli ist aufgesprungen, wehrlos in seinen Krücken hangend dagestanden, jetzt aber kommt er durch den Graben daher. Seine Krücken versinken im Dreck, sein Schuh gluckst im seichten Wasser, er kommt: „Vater, Vater,“ schreit er. Keine Antwort hört der Seppli. Nur ein röchelndes Atmen. Blut kommt dem Vater aus dem Mund. Seppli kniet so gut er kann, nimmt des Vaters Kopf in die Hände: „Vater, Vater!“ Oh je, das Blut. Was soll der Seppli mit dem Blut anfangen. Mit jedem Atemzug kommt es und rinnt vom Mundwinkel weg in den Hals. Seppli schaut um sich. Nirgends ein Mensch. Seppli nimmt sein Nastüchlein und putzt das verschwitzte, verblutete Gesicht. Was soll er tun? Er muß doch dieses Leben retten. „Vater, so hör doch Vater! Ich bin der Seppli!“ Nur immer das zähe gurgelnde Atmen. „Schau mich doch an!“ Seppli versucht mit dem Daumen ganz sachte das Auge zu öffnen. Kein Zeichen kommt, kein Blick. Er zieht seinen Rock aus und legt ihn dem Vater unter den Kopf. „Vater, lieber Vater, sag mir doch, sei doch so gut und sag mir doch, was ich tun soll. Lieber Vater im Himmel und alle

Heiligen!" Dann ruft Seppli mit heller, angstgehetzter Stimme um Hilfe. Er legt wieder das Ohr an Vaters Brust. Das Herz schlägt. „Ich will Dir nie mehr, nie mehr weh tun, Vater." Und wieder schreit er um Hilfe. Niemand kommt. Seppli holt Wasser, legt ihm das nasse Tüchlein auf die Stirne, ruft und ruft wieder. Oh, wie sind doch diese Sekunden unendlich lang und wie allein ist man hier. Kein Haus ist zu sehen, nur der Hag und der Wald und die Obstbäume. „Vater, bleib ruhig, ich hole die Mutter, ich gehe schnell, schnell." Noch einmal fährt die weiche Bubenhand über die geschlossenen Augen, noch einmal gellt sein Hilferuf über das Land. — Seppli nimmt seine Krükken, schaut zurück. Wie liegt doch Vaters rechte Hand verdreht und hilflos im Gras. Seppli fürchtet sich und humpelt hastig dem Haus zu. Immer schwächer und atemloser ruft er um Hilfe. Und draußen liegt jetzt ganz allein der Vater blutend und bewußtlos. Wie weit ist doch die Matte, wie breit der Acher und wie lange geht es, bis endlich jemand kommt. Marieli und Bethli kommen auf den Seppli zu: „Geht ruft die Mutter und s'Vrenili und den Knecht." Und denen sagt er: „Dort draußen am Graben, an der Stelle wo ich verunglückt bin, liegt jetzt der Vater." Er will wieder mit ihnen zurück, aber er kann nicht mehr.



Kleine Philosophen über dem glitzernden Waldbach

Wenn das Lichtlein erlöscht.

Auf einer Matratze haben sie den Vater ins Haus getragen. Bis in den andern Tag hinein blieb er ohne Verstand, trotz allen Mitteln, die der Doktor angewendet. Die Mutter ist bei ihm geblieben die ganze Nacht. Die Mutter betet den Rosenkranz und achtet auf jeden Atemzug. Immer wieder greift sie nach der Hand, als ob sie Angst hätte, sie werde kalt. Die Fenster sind verhängt. Gleichmäßig tickt der Pendelschlag der Uhr in der Stube nebenan. Dort sitzt das Marieli mit dem Rosli mäuschenstill. Sie warten, ob die Mutter etwas will. Das Vrenili schaut von Zeit zu Zeit durch den Spalt der Kammertüre herein. Droben in seinem Bett liegt Seppli und betet für den Vater. Der Doktor hat ihn für viele Tage ins Bett befohlen.

Ein Bienlein summt. Der Kranke bewegt die Lippen. Will er trinken? Will er reden? Er hat es schwer. Zuerst kommt ganz schwach: „Mutter, bist Du da?" „Ja, Vater, sei nur schön still." Lange Zeit geht vorbei. „Was ist mit mir, Mutter?" So kommen nach und nach ein paar Worte, wird der Schmerz wach und der Verstand. Die Mutter geht hinaus, schickt nach dem Arzt, läßt den Priester holen mit dem heiligen Sakrament.

Viele Stunden bleibt der Herr Pfarrer da. Am frühen Morgen, beim ersten Däm-

merschein ruft die Mutter den Kindern. Der Vater will reden mit ihnen. Sie stehen weinend um sein Bett. Sie dürfen jedes seine Hand berühren. „Kinder, bleibt brav! Seid treu und gehorsam der Mutter. Sie ist unendlich gut.“ Er will dem kleinen Rosli das Kreuzzeichen machen. Er kann die Hand nicht heben. „Mutter, mach Du ihnen das Kreuz. — Die Schmerzen sind furchtbar.“ Die Mutter will die Kinder hinausschicken, damit er es leichter hat. „Bleibt da.“ Dann ruht er sich lange aus. Das leise Weinen der Mädchen und das Ticken der Uhr begleiten seine mühsamen Atemzüge. Er blickt um sich, wie in einer Angst: „Wo ist der Seppli.“ Die Mutter erzählt ihm, wie Seppli bei ihm gewesen sei, viel zu schnell gelaufen sei und jetzt wieder ruhig liegen müsse. Lange denkt der Vater nach. In seinen Zügen spielen Schmerzen und Gedanken. „Mutter, das war nicht recht, wegen dem Seppli. War nicht recht von mir. Der Seppli kann immer dableiben. — Kinder, vergeßt das nicht.“ Da kann sich das kleine Rosli nicht mehr halten. Es weint laut auf: „Vater, bleib bei uns!“ Vrenili geht mit ihm hinaus. „Betet für mich,“ sagt der Vater noch mühsam. Dann bleibt die Mutter allein zurück. Alt ist sie geworden, so wie sie da sitzt. Nur Liebe ist sie noch, und Helfenwollen.

Bald ist der Doktor wieder da, kommt wieder der Herr Pfarrer. Aber die gute Zeit, da er noch reden kann, ist die Mutter allein bei ihm. Rot geht die Sonne hinter den Bergen unter. Dunkel wird's im Zimmer. Nur ein kleines Flämmchen brennt im Oel. Bange Stunden sitzen die Kinder in der Stube um den Tisch und beten leise. Da knackt es drinnen im Kammerboden. Ein müder Schritt schleicht auf die Türe zu. Das Aechzen der Türangeln schreckt alle auf. Die Mutter steht da, bleich wie ein Geist und sagt: „Der Vater ist gestorben.“ Da stirbt auch das kleine Flämmlein im Oel. Sie weinen alle im Dunkeln.

Und doch steht auch über diesem Unglück und Schmerz ein Tag auf, ein klarer, strahlender Spätherbsttag. Die Nachbarsleute kommen, die Verwandten kommen. Tage bitteren Elendes und Jammers gehen über das Haus im Rankboden dahin. Die Brüder, die einst den jungen Mann und seine gute Frau vom Heimen vertreiben wollten, sitzen hinter dem Tisch in der Stube. Schwägerinnen, die durch Jahre Haß gepredigt und Unfrieden ausgestreut, stehen in schwarzen Kleidern um die Mutter und versichern sie ihres aufrichtigen Beileides. Und wie das so geht, wenn der Mann tot aus dem Haus getragen wird, nur die schwache Frau zurückbleibt und Kinder, die man nicht zu fürchten hat.

Droben im Zimmer liegt der Seppli allein mit seinen Schmerzen. Er hört, wie sie den Sarg die Stiege hinabtragen, wie die Frauen vor der Haustüre beten, wie die Mädchen schluchzen. Er sieht vom Bett aus durchs Fenster ein Stück weit den Weg. Jetzt nehmen sie ihn für immer fort. Seppli sitzt aufrecht, stemmt beide Arme hinter sich gegen die Matratze, sieht zwischen den Vorhängen durch den langen Zug. Die Tränen rinnen über seine Wangen und fallen auf die Decke hinunter: „Vater, Vater, verzeih mir, verzeih mir!“

Wie Seppli die Reithosen bügelt.

Novemberstürme rissen die letzten Blätter aus den Gezweigen. Der Frost zwang die Natur starr und still zu sein. Flocken wirbelten an den Fenstern vorbei und trieben die Vögelein in die Nähe der Häuser und Ställe. Schnee deckte die Berge, die Alpen, die Wälder und Halden und schließlich auch die Heimen und Häuser im Tal; deckte auch den Graben zu, der von so viel Unglück Zeuge und Ursache war. Die Mutter hatte das schöne Pferd längst verkauft und einen schweren Ackergaul eingehandelt. Jakob, der Knecht verdoppelte seine Kräfte. Die Mädchen halfen und scheuten auch die schwerste Arbeit nicht. Gebeugt, aber tapfer waltete die Mutter in Haus und Stall. Seppli war immer um sie, in der Küche, im Keller, im Holzschopf machte er sich nützlich. Und weil er gar schön schreiben konnte, besorgte er alle Stubenarbeit. Wenn telefoniert werden sollte, mußte der Seppli die Nummer einstellen. Er las die Verordnungen im Amtsblatt und rechnete die Anteile neuer Verfügungen aus. Er schrieb auch die Milchrechnungen, trug Zahlungen und

Quittungen ein. An seinem klugen Kopf und Eifer hatte die Mutter eine wertvolle Stütze. Trotzdem sein Bein immer noch nicht gut geworden war und die Wunde nicht zuheilen wollte.

Arnoldo, dem das Sterben seit seinen Kriegsjahren nicht mehr so viel Eindruck machte, suchte mit allen Mitteln Heiterkeit und Frohmut zu pflanzen. Er konnte auch nicht unterdrükken, seiner Liebe und Verehrung für das weibliche Geschlecht, hauptsächlich für die schönen, jungen Mädchen stürmisch Ausdruck zu geben. Er machte das auf eine so nette und elegante Art, daß man ihm nicht böse sein konnte. Dabei war sein italienisch durchmischtes Deutsch oft Anlaß zu herzlichem Lachen. — Wenn er bei Tisch Vrenilis Hand erwischte und diese mit einer tiefen Verbeugung küßte und sagte: „Meine Herzensdame." War das doch bestimmt just vor den dampfenden Kartoffeln im Rauch des Herdfeuers eher lustig als ernst zu nehmen. Aber Arnoldo nahm sich selber dabei ernst. Sein Herz war tatsächlich entzündet und flammte lichterloh. Er ließ nichts unversucht, sich Gegenliebe zu verschaffen. Ein hübscher Kerl, der Arnoldo, wenn er seine Liebeslieder sang und flehte. Wenn er mit feurigen Augen, seinen blitzenden weißen Zähnen und den immer lebendigen, spielenden Händen von seiner schönen Heimat sprach, das Mitleid für seine Sehnsucht erbettelte und dann von seinem Glück jubelte, daß er in der Ferne, in der Fremde, auf der unvergleichlichen Schweizer-Friedensinsel, ein so herrliches Wesen gefunden habe, dem er sein Herz, seine Liebe vor die Füße legen könne, dann war dies so innig und bezaubernd vorgetragen, daß ein Stein davon weich geworden wäre. Arnoldo hatte Zeit, immer neue rührende Gedanken in seine Werbung zu verweben und hatte Gelegenheit, seine Bitten in günstigen Augenblikken vorzutragen.

„S'alt Ränni"
Gemälde von Anton Stockmann

Seppli lehnte diese Art mit aller Entschiedenheit ab. Seppli wird wütend, wenn er solche Szenen sieht. Er kann wegen einem solchen Gespräch am Tisch einen feuerroten Kopf bekommen. Er spricht mit Vrenili davon. Das geht lachend darüber hinweg, als hätte es bereits von dieser leichtsinnigen Art etwas angenommen. Seppli leidet. Und einmal kann er sich nicht mehr beherrschen. Er sieht, wie das Vrenili dem Italiener seine Uniformhosen, die elegant geschnittenen Reithosen bügelt. Er macht, daß Vrenili von dieser Arbeit weggerufen wird, dann geht er schnell hinein und stellt das heiße Bügeleisen auf die Hosen. Das Resultat war äußerst wirkungsvoll. Sogar die Unterlage war verbrannt und der Nußbaumtisch trug seiner Lebtag ein Brandmal davon.

Die Sonne gewann an Kraft. Langsam klomm das Grün aus dem Tal an die Berge hinauf. Seppli konnte bald wieder ins

Freie sitzen. Er bekam neuen Mut. Er schrieb seinem Freund, dem Wendel, einen Brief in den Militärdienst.

Mein Lieber!

Jetzt bist Du schon solange fort, daß ich Dir einmal berichten muß, wie es bei uns geht. Von mir wollen wir nicht reden. Der Mutter geht es viel besser. Das Rosli ist bald ein kleines Fräulein und wächst jeden Tag. Marieli und Bethli sind gesund, aber müssen ganz verruckt schaffen, weil es jetzt Frühling wird und viel zu tun ist. Es wäre Zeit, daß Du einmal auf Urlaub kämest und uns besuchen würdest. Der Halbknecht, der Italiener gefällt mir gar nicht, aber dem Vrenili schon. Berichte mir vorher, daß ich mit Dir reden kann. Dein Seppli.

Der Italiener ist schuld!

Wendel berichtete nicht. Aber er kam. Nicht in Uniform, die hatte er zuhause bald mit dem Sonntagsgewand vertauscht. An einem Sonntagnachmittag schritt er auf das Rankbodenhaus zu, fand die hintere Haustüre offen, stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Stubentüre. Dort saß die Mutter allein. Ein großes Buch lag vor ihr, in dem sie ganz versunken gelesen hatte. „Guten Tag," sagte Wendel und blieb in der Mitte der Stube stehen. „Schau da, der Wendel, kommst zum Seppli? Nimm Platz! Ich will ihn rufen." „Ja, ich möchte nachher gerne zum Seppli." Und da sie fortgehen wollte, sprach er plötzlich entschlossen und bestimmt. „Aber mit Euch möchte ich zuerst noch reden." Die Mutter tat verwundert und redete dann davon, wie er gut aussehe. Er habe wohl in dem langen Dienst nicht gemagert. Wendel ging gerne auf diesen Plauderton ein. Er war aber nicht so recht bei der Sache. Er drehte seinen Hut in beiden Händen und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Da legte er ohne lange Umschweife den Hut auf den Tisch, kehrte sich ganz der Mutter zu, stützte beide Arme breit auf die Tischplatte und sagte, die Mutter offen und ehrlich anschauend: „Darf ich nachher auch noch mit dem Vrenili reden?" Die Mutter hielt den kraftvollen Blick ganz ruhig aus. Ihr Gesicht war ja nur Güte und Duldsamkeit. „Ja, das kannst Du heute schon. Es kommt bald aus dem Gottesdienst heim." Wendel dankte. Er war aber noch nicht zufrieden. „Ich meine, vielleicht ein andermal auch wieder. Ich möchte fragen, habt Ihr etwas dagegen, wenn ich hie und da zum Vrenili komme?" Die Mutter lächelte klug. Da glaube ich, mußt Du schon zuerst mit dem Vrenili reden. Ob Du hie und da kommen sollst. Red Du zuerst und dann frage nachher wieder. Ich will es rufen. Auf Wiedersehen, Wendel!" Die Mutter gab ihm herzlich die Hand und schaute ihn lieb an. Es war ihm, als ob das „Auf Wiedersehen" eine eigene Bedeutung haben sollte.

Vrenili kam. War aufgeregt und erstaunt. „Was, Du bist hier? Was kommt Dir in den Sinn." Wendel wußte mit diesem Ton nicht so viel anzufangen. Er setzte sich wieder an den Tisch. Vrenili versorgte im Büffet sein Gebetbuch, ging hinaus, legte seinen Hut und Mantel ab. Kam wieder an den Tisch, sprang wieder auf, besorgte das und dies und war nie ruhig. Wendel wartete lange auf einen günstigen Augenblick. Er hatte längst in seiner Hand versteckt ein kleines, in Seidenpapier gewickeltes Ding bereit. Das legte er nun auf den Tisch und sagte: „Schau, Vrenili, ich hab Dir da etwas aus dem Dienst mitgebracht, nimm's." Vrenili zierte sich lange. Er mußte selber anfangen, die Hülle zu entfernen. Da blitzte es wie Gold. Vrenili konnte sich nicht mehr beherrschen und nahm es in die Hand, schaute hinein und strahlte vor Freude: „Eine Armbanduhr." Wendel erklärte: „Weißt, wir sind in einem Uhrmacherdorf einquartiert und da habe ich gedacht, kann ich doch jetzt etwas ganz Gutes kaufen." Vrenili legte sie an sein Handgelenk, richtete das Band, streckte den Arm von sich auf den Tisch und schaute voll Vergnügen und glücklich darauf. „Das ist wirklich lieb von Dir, Wendel; da hast Du mir jetzt eine große Freude gemacht. Ich danke Dir von ganzem Herzen."

Wie glücklich hörte da der Wendel zu. Aber bald flog unvermutet ein Schatten über Vrenilis Gesicht. Es legte die Uhr in das Seidenpapier zurück. Fing an, vom

Wetter und von den Arbeiten zu reden, wurde wieder nervös und unruhig. Da hörte es Gepolter auf der Stiege, sprang auf und sagte: „Da kommt der Seppli heim. Er kann jetzt bis ins Dorf und zurück laufen. Es geht ihm langsam besser. Ich will ihn rufen. Der wird eine Freude haben, wenn Du da bist.“ Seppli kam. Wendel sah, daß ein Bein kürzer war. Seppli setzte sich müde an den Tisch. Etwas verwundert zuerst, daß Wendel da sei. Dann aber plauderten sie alle drei gemütlich. Die Mutter kam nicht mehr. Vrenili stellte Zabig auf. Ging, als ob es irgend etwas holen wollte, hinaus und blieb dann verschwunden. Wendel konnte das nicht verstehen. — Schließlich fragte er den Seppli: „Was ist mit dem Vrenili los!“ Das war für den Seppli schwer zu beantworten. — Aber nachdem er draußen nachgesehen hatte, daß niemand zuhören könne, sagte er: „Da ist der Italiener schuld!“ Die Armbanduhr lag auf dem Tisch neben Wendels Taßli im Seidenpapier. Seppli erzählte von seinen Beobachtungen. Ereiferte sich, brachte unumstößliche Beweise, daß der Italiener mit allen Raffiniertheiten das Vrenili in seine Netze eingefangen habe. Also dafür mußte Wendel extra vom Dienst heimkommen! Um diese ganz verrückte Nachricht zu vernehmen!

Frohe Jugend in der schmucken Nidwaldnertracht

Vrenili blieb verschwunden. Wendel mußte fort, ohne ein „Auf Wiedersehen“ zu hören. Seppli begleitete ihn humpelnd ein Stück weit. „Und morgen früh muß ich wieder einrücken.“

Droben im Zimmer, hinter den roten Geranien weinte Vrenili in die Kissen hinein. Es heulte seine gottverlassene Trübseligkeit aus dem Herzen, jammerte leise und ließ den Tränen freien Lauf. Wie war ihm doch elend! Wie war das Leben so trostlos und kahl!

Die Mutter trat leise zu ihm ein: „Vrenili, weine nur! Aber wenn Du mich brauchen kannst, dann bleib ich da.“ Vrenili setzte sich auf den Bettrand und sagte: „Mutter, Du weißt ja nicht, wie das ist, wenn es so unendlich weh tut. Ich kann nicht, ich will nicht mehr leben!“ „Ist's wegen dem Wendel?“ fragte die Mutter. „Ja.“ — „Habt Ihr Streit gehabt?“ „Nein.“ „Warum weinst Du denn?“ Lange wartete die Mutter. Vrenili zerknüllte sein Nastüchlein. — „Mutter, ich hab ihn schrecklich gern, den Wendel“ — und dann kam ein ganzer Schwall von Worten auf einmal: „Und der Vater hat mir den Wendel furchtbar verboten. Er hat mir so wie ein Versprechen abgenommen. Und jetzt, da er tot ist. Bald nachher so jäh verstorben ist, darf ich wohl nicht? Alles war gut. Aber jetzt, da er dagewesen ist, bei mir, und in der Stube gewesen ist. Oh, Mutter, das ist entsetzlich! Oh, Mutter, das tut weh!“ Die Mutter strich lieb dem Vrenili über die

Haare und mit dem Handrücken die nasse Wange auf und ab und begann zu erzählen: „Da der Vater im Sterben lag, in der letzten Nacht, da war ich ganz allein bei ihm. Vielleicht eine Stunde lang war er wie wach. Mühsam sprach er, aber klar und deutlich. Da hat er auch zu mir gesagt: ‚Mutter, ich weiß jetzt, daß Du in allem recht denkst und handelst. Also wenn Du meinst, der Wendel sei gut für das Vrenili, mach wie Du willst und gib Deinen und meinen Segen. Ich will nicht als Toter dazwischenstehen.' So hat der Vater zu mir gesprochen. Das sag ich Dir. Und heute, daß Du es gerade weißt, hat der Wendel mit mir geredet." Weiter kam die Mutter mit ihrer Erzählung nicht, denn Vrenili erwürgte sie fast. —

Unterdessen studierte Seppli, wie er den Arnoldo auf den Kübel setzen, verjagen, erledigen oder in die Luft sprengen könne.

Wie lange mußte Wendel noch im Dienst sein! Wie furchtbar langsam verging die Zeit! Vrenili wollte ihm schreiben. Aber es konnte doch nicht alles erklären. Dann aber kam die Angst, wenn er in der langen Zeit nur keine Dummheiten macht in der Wut und Enttäuschung. Vrenili war in allen Himmeln und doch wieder in tausend Aengsten. Seppli wurde gefragt. Der runzelte die Stirne und sagte: „Ja, Vrenili, das könnte schon noch sein, der Wendel verliebt sich aus Wut in ein welsches Meitschi. Die sind gar schön und gefährlich!" Und so machte halt wie seit langem weiterhin der Seppli alles Schriftliche.

Die Briefträger sind doch glückliche Menschen.

Wieder wurde gepflügt. Diesmal mit dem schweren Ackergaul. Seppli schaute zu und dachte zurück. Nun war ein Jahr verflossen, seit er verunglückt war. Mehr als ein halbes Jahr, seit der Vater gestorben. Sein Bein war immer noch nicht gut. Der Doktor wollte ihn zu einem Spezialisten schicken. Nach seiner Meinung hätte man mit Erfolg operieren können, aber wenn die Wunde einfach nicht zuheilte, was dann? Seppli saß viel an der Sonne, befolgte alle ärztlichen Vorschriften, hoffte jeden Tag auf Besserung und opferte seine Leiden auf. Seppli hatte in dieser Zeit beten gelernt, zäher und intensiver als er dies früher getan. Er stand mit dem lieben Herrgott in einem guten Verhältnis und wußte, daß sein Leiden einen Sinn habe, daß es, gut und geduldig ertragen, ihm und andern das wirkliche Glück bringen müsse.

Sein Leben war jetzt wieder interessanter geworden, seit dem er etwas weiter herumlaufen konnte. So ging er auch oft ins Hintereggli zu Wendels Eltern und Geschwistern. Aber der Wendel war immer noch nicht daheim. Er mußte so viel Dienst nachholen.

Was sind doch die Briefträger für glückliche Menschen! Wenn man nur daran denkt, was für Freudenbringer sie sind. Dem einen bringen sie Geld, dem andern ein Geschenk, wieder einem eine gute Nachricht. Aber das Allerschönste, das Köstlichste, das, was am sehnsüchtigsten und am liebsten erwartet wird, ist doch ein Liebesbrief. Wenn die Mädchen ihm bis zum Hag entgegenkommen, damit sie ihn eine Sekunde früher in Händen halten können, oder damit ihn die Mutter nicht sieht. Auch Vrenili bekam in der letzten Zeit Briefe, Feldpostbriefe, die der Briefträger mit verstehendem Lächeln ihm, wenn immer möglich, persönlich übergab. Aber süßer als die köstlichsten geschriebenen Worte, und wenn sie tausendmal und immer wieder gelesen werden, viel süßer ist das gesprochene Wort; das Glück, die Stimme zu hören, die Augen und den ganzen geliebten Menschen nahe zu fühlen.

So standen sie beieinander, Vrenili und der Wendel. Beide Hände sich haltend, die Blicke tief ineinander versunken, strahlende, herzinnige Blicke, voll Freude und Glück. Ein linder Sommerabend mit matten, abgedunkelten Farben, eine laue, stille Luft hüllte sie ein. Sie standen unter dem Nußbaum und sprachen davon, wie sie da einmal Nüsse gesammelt vor langer, langer Zeit. Sie kamen, langsam schreitend, Hand in Hand über die Matte zu Sepplis Sonnenbänklein am Waldrand hinüber. Jetzt schaute eine schmale Mondsichel über den Berg. „Und dann muß ich Dir noch danken

für die Armbanduhr", sagte Vrenili. Sie setzten sich.

Wendel legte wie selbstverständlich seinen Arm auf des Mädchens Schultern. Es wehrte nicht. „Du, Vrenili, weißt Du, jetzt wollen wir aufhören mit dem Reden, was alles geschehen ist. Ich möchte lieber wissen, was jetzt kommt." Zuerst blieb Vrenili stumm, dann sagte es: „Ich auch." So war Wendel wieder am Berg. Unterbrochen von längeren Pausen, erklärte er nach und nach: „Vrenili, ich habe mir nie vorstellen können, daß man einen Menschen so gern haben kann, so ganz unendlich über alle Maßen gern haben kann, so wie ich Dich. — Und Dich will ich jetzt verdienen. Du weißt, ich bin stark, bin gesund. — Ich kann sagen, ich verstehe etwas vom Vieh und allem. — Ich kann eine Pacht übernehmen. — Es wird schmal zugehen zuerst." — Vrenili sagte immer noch nichts. „Ich kann alles machen. — Ich will alles machen, nur das nicht, von Dir ablassen, das nicht. — Oder ich kann ein großes Holzwerk übernehmen. — Geld bekomme ich keins vom Vater. — Er hat auch keins. Aber schaffen kann ich, Vrenili!" Das Mädchen saß leicht an ihn gelehnt und hörte glücklich zu: „Das überlasse ich alles Dir, Wendel; mach wie Du willst, ich will dir helfen." Er schaute zu ihm hin, drehte Vrenilis Köpfchen zu sich her, daß er ihm in die Augen schauen konnte, in die weit offenen, vertrauenden Augen, durch die er bis in die Seele sieht. Wie selbstverständlich kommt ihm das liebe Gesichtlein entgegen, schließen sich die weichen Mädchenarme um seinen Hals und treffen sich ihre Lippen. Mit geschlossenen Augen läßt es alle seine Küsse über sich ergehen und küßt auch: „Ich danke Dir, mein Lieber Du!" So viel Glück und so viel Seligkeit, wie jetzt der Wendel spürt, gibt es doch nicht auf dieser Welt; das ist ja der Himmel! Weil der Wendel schweigt und vor lauter Glücklichsein nicht reden kann, hebt jetzt Vrenili an. Seine Hand fährt so lind ihm über das Gesicht und Haar: „Ich will Dich immer,

Die kleine Knusper-Künstlerin

immer so lieb haben. Ich will Dir immer und ewig treu sein. Ich komme mit Dir, wohin Du willst, und will Dir, wo Du bist und was Du tust, eine gute Frau sein. Da hast Du meine Hand." Da schloß sich die grobe, starke Männerhand um die weiche, feingliederige des Mädchens zu einem Bund.

Der Mond stieg höher, versteckte sich hinter bummelnden Wolken, schaute wieder durch zarte Nebelschleier oder frech und glänzend aus dem gewaltigen Gewölbe herab. Er wanderte weiter und hinter die Berge. Die Beiden hatten keine Lust, von Sepplis Bänklein aufzustehen. Der Schein der flimmernden Sterne war ihnen hell genug.

Zerrissene Vorhängli und Löcher im Boden.

Nicht immer in den nächsten Wochen blieben die Beiden so still im Versteck. Gegen den Herbst zu schritten sie am hellichten Tag Hand in Hand dem großen Bach nach. Einmal kamen sie werktags im Sonntagsgewand in das Dorf. Die Leute hatten neuen Gesprächsstoff: die Frauen, welche beieinander auf der Straße standen; in den Stuben und den Ladengeschäften und auch in den Wirtschaften tuschelte und redete man von dieser Sensation. „Den Wendel kann man begreifen, aber das Vrenili. Ein schönes Mädchen, ein wirklich hübsches Mädchen, das muß ihm der ärgste Neid lassen. Und dann ab dem Rankboden, das hätte sich doch nur Burschen aussuchen können. Läuft das dem Hintereggler nach, wo nichts zu holen ist als Schulden!" „Ein so verwöhntes Mädchen, wie das Vrenili ist — schaut nur, wie das immer daherkommt, das wird auch noch seine Wunder erleben mit dem Wendel. Aber es soll ihm ja schon immer nachgelaufen sein. Kein Mensch weiß, warum es an dem Wendel den Narren gefressen hat. Das wird schöne Augen machen, wenn es dann nicht mehr zu den feinen Kleidchen langt!" „So ein Unglück, war das vor einem Jahr, da der Vater umgekommen ist, die Mädchen haben ja gejammert, weit herum hat man's gehört. Die Augen haben sie sich aus dem Kopf geweint. Es war ja auch ein furchtbares Unglück. Und jetzt sieht man, was die in ihren Trauerkleidern getan haben. Ja, die reichen Leute!"

Niemand auf dem Rankboden kümmerte sich um das Gerede. Der Vater im Hintereggli und alle seine Kinder waren stolz auf den Wendel. Wie war das ein schönes, kleines Familienfest, da der Wendel sein Vrenili zum ersten Mal in die niedere Stube heimbrachte! Alles aus Küche und Keller wurde aufgestellt. Ein weißes Tuch war über den Schragentisch gelegt. Die Fenster waren geputzt. Die Kleinen hatten schon seit dem Mittagessen nichts mehr anrühren dürfen, damit ihnen Hände, Hals und Gesicht sauber blieben. Der Jüngste war lange am Hagtürli gestanden und hatte Ausschau gehalten und kam dann heimgerannt: „Sie kommen! sie kommen!" Die gute Mutter hatte zehnmal nachgeschaut, ob alles sauber und blank war. Sie konnte nicht wissen, wie scharf die Augen einer Tochter vom Rankboden überall hinschauten und inspizierten, wie bald die Schwiegertochter die Nase rümpfen würde. Oh je, die alten gelben Vorhängli hatten manch einen, in den Falten verborgenen und schlecht geflickten Riß. Die Wanduhr im Kasten lief seit zwanzig Jahren nicht mehr, und der Boden, ach je, da half alles Fegen nichts, der wurde nicht eben.

So stand das Vrenili plötzlich mitten drinn in der Stube und den Kindern, schaute gar nicht den Wänden und Fenstern nach, schaute lieber die Mutter an und die herzigen Kinder und dann wieder den Wendel. Im Hui saß das Vrenili hinter dem Tisch und die Kinder ringsherum. Auch die großen Mädchen waren da. Die Stube war ganz voll feierlicher Menschen im schönsten Gewand. Nur der Vater, der hatte keinen Tschoppen angezogen. Er saß an seinem Platz oben am Tisch, zerkrümelte ein Stücklein Brot in seinen Händen und hörte dem mehrstimmigen Geplauder zu. Und der Tonili, der so lange voraus hatte sauber bleiben müssen, war bald ganz braun ums Maul herum und an den Händen, weil Vrenili Schokolade mitgebracht hatte.

Was ist das für ein Gefühl für die Mutter, wenn der Sohn erstmals seine Braut heimbringt! Hat Angst oder Freude die

Oberhand, regt sich schon eine böse Eifersucht oder beginnt hier gar ein Kampf, der später beider schreckliche Plage wird? Im Hintereggli wußten die Braut und die Mutter bald Bescheid. Die erfahrene Frau schaute in des Mädchens offenes, liebes Gesicht, las darin so viel Gradheit und guten Willen und viel schöne Einfachheit. Und Vrenili spürte, wie ringsum alle diese liebe Mutter verehrten. Natürlich wollten die Mutter und Vrenili ein wenig nebenaus gehen mit einander, Arm in Arm da und dorthin wandern, damit sie in Heimlichkeit von Vergangenem, hauptsächlich aber von der Zukunft und ihrem lieben Wendel reden konnten.

In der Bergkapelle und in der Dorfkirche.

Ein Sonntag kam, da beide, Wendel und Vrenili, nicht in die Kirche gehen wollten; das heißt, nur nicht in den Gottesdienst in der Dorfkirche. Es war der Tag, da sie von der Kanzel herab verkündet werden sollten. Sie stiegen schon lange vor dem Morgendämmern den Bergweg hinan. Nicht mit Rucksack, Kochgeschirr und Gletscherpickel. Mit dem Rosenkranz in der Hand. Sie wollten zur lieben Muttergottes wallfahren, die sie in allen Gefahren bisher so gut behütet hatte und vor allem um ein Anliegen vorzutragen, das beiden schwer am Herzen lag. Sie waren beide jung, gesund und über alle Maßen glücklich. Und der arme Seppli hinkte mühsam und mit Schmerzen umher. Kein Mittel wollte helfen, niemand wußte Rat. Nun wollten sie dorthin gehen, wo so oft wunderbare Hilfe für vielerlei Not und Elend hergekommen. Wollten für den Seppli und sein Leiden Glück und Heilung erflehen.

Kalte Herbstnebel strichen um die Kirchenfenster, während sie beide vor dem Gnadenaltar knieten. Wie eingehüllt in diese Wolkenwolle und den geheiligten Raum, blieben sie lange allein, weltverloren und in Bitten und Gebet versunken.

Voll Vertrauen und voller Hoffnung traten sie auf den kleinen Platz vor der Kapelle hinaus, sahen, wie über ihnen die Nebel sich teilten und ein Sonnenstrahl den Kirchturm traf, dort im goldenen Kreuz glitzerte und spielte. Dem Tal zu war alles verhängt; allein waren sie hier oben, getrennt von den Menschen, die wohl heute mehr als sonst noch gehässig und neidisch von ihnen sprachen.

So stand das Vrenili plötzlich mitten drinn in der Stube

* * *

An einem frühen Morgen, der Biswind fegte den Himmel von Wolken frei, kam Wendel, ja vor fünf Uhr schon, auf den Rankboden. In glänzenden neuen Schuhen, im feierlich schwarzen Kleid, stieg er die Treppe hinauf, tappte nach der Stubentüre, und klopfte an. „Nein, nein, wer kommt denn?“ hörte er drinnen das Bethli rufen. „Ich bin's, der Wendel.“ „Jesses, der Wendel!“ hörte er wieder, und: „Warten!“ Er wartete geduldig, trat durch den dunklen Gang bis ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. „Das wird ein Tag werden.“ Leise sang der Wind. Feurige Sterne standen im schwarzen Himmel. Sein Herz schlug mächtig. „Jetzt ist der langersehnte Tag!“ Auf dem Stubenboden tappten eilige Schritte. Hinter der Wand hörte er Geflüster. Dann kam Bethli und mit ihm das Licht

aus der Stube in den Gang. „Komm jetzt Wendel.“ Er trat ein. Vom Licht, vielleicht von der Freude oder vom Glück geblendet, blieb er stehen. In der Stube stand sein Vrenili im Brautschleier mit dem Kranz im Haar, im Brautkleid und mit einem Strahlen und Jubilieren in den Augen, mit lächelndem Munde streckte es ihm beide Hände entgegen, als wollte es sagen: „So nimm mich, jetzt bin ich bereit.“ Und Wendel nahm die weißen Hände, nahm auch einen lieben Kuß von den jungen Lippen, so sachte und fein, daß kein Fältchen und kein Haar verschoben wurde. Die Mutter stand unter der Kammertüre, festlich gekleidet. Seppli kam dazu in einem neuen, feinen Anzug, der Brautführer. Die Mädchen huschten hin und her, ihre Haare ordnend, jedes am andern zupfend. Wendel trat zur Mutter hin und statt „Guten Morgen“ sagte er: „Ich danke Euch, Mutter, von ganzem Herzen. Ich will Euch immer ein braver Sohn sein.“

Vor dem Haus stampften die Pferde und riefen die Kutscher. Ein letzter Blick warf Vrenili noch zurück in die leere Stube, dann folgte es seinem Wendel.

Orgeltöne empfingen das, durch die Kirche schreitende Brautpaar. Sie knieten im geschmückten Chor vor dem Hochaltar und empfingen überglücklich das heilige Sakrament, das sie für alle Zeiten verbindet und begleitet.

Als Mann und Frau kamen sie von dort zurück, ernst, würdig und feierlich. Vor der Kirche nahmen sie all die aufrichtigen Glückwünsche entgegen, freuten sich, daß der Vater auch nasse Augen hatte. Gingen grüßend und Händeschüttelnd durch die versammelten Leute.

Beim Frühstück im Gasthof herrschte frohe Festfreude. Seppli hatte eine schwungvolle Rede ausstudiert, die er wie das Vaterunser auswendig konnte. Dabei kam er so ins Feuer, daß er mit breit ausladenden Handbewegungen seine Worte begleitet und Wendel's Vater ganz laut und ungeniert sagte: „Das gibt gewiß noch einmal ein Landammann.“

Nachdem die beiden Familien sich glücklich vereint und genugsam erlabt hatten, nahm das Paar Abschied, fuhr mit Winken und Grüßen auf die Hochzeitsreise.

Daheim im Rankboden erlebte die Hochzeitsgesellschaft noch ausgiebige und lustige Verlängerung des Festes, trotz Nidelsperre und Kriegswirtschaft.

Mit der Hausputzete fängt es an.

Anderntags aber glich das Haus im Rankboden einem Bienenstock. Da wurde geputzt und gefegt, sogar gehobelt und genagelt. Der Gang stand voller Möbelstücke. Die Stiege war verstellt. Die Mädchen tänzelten mit Eimer und Fegbürsten zwischen Matratzen und Kommoden herum. Sollte denn gar alles auf den Kopf gestellt werden? Es ging doch auf den Winter zu. Bald würde das erste Schneetreiben über die Matten gaukeln. Um diese Jahreszeit machte doch kein vernünftiger Mensch eine solche Hausputzete! Im Rankboden kümmerte man sich nicht um solche Gedanken. Sie sputeten sich, daß sie bis zur baldigen Heimkehr des Paares mit ihrer Arbeit fertig würden.

Die Mutter hatte immer zum Vrenili gesagt, wegen dem Einrichten, das überlasse nur mir. Du wirst die Schränke voll Wäsche finden und die Kasten voll Geschirr, wie wir es auch gehabt haben. Sorge Du nur für Deine persönliche Ausstattung. Nun räumte sie ihre Kammer aus. Machte Platz den Jungen und zog in Vrenilis Zimmer in den oberen Stock hinauf. Auf alle Einwendungen sagte sie nur: „Laßt mich machen, der Wendel ist jetzt der Mann im Haus. Der muß da schlafen, wo er das Vieh hört, wenn es in der Nacht brüllt im Stall.“ Das war die einzige Begründung, die sie verlauten ließ. Und so wurde es gemacht und hübsch hergerichtet.

Und einmal, da sie schon einige Tage zurück waren, schritt die Mutter am Vormittag mit dem Wendel über die Matten. Fragte dies und das: „Was hast im Sinn, das nächste Jahr zu pflanzen und wo?“ Fragen, die der Wendel nicht sofort beantworten konnte. Ihm war alles so neu, so groß. Welch eine Freude, in den Stall zu gehen zu sechzehn Stück Großvieh, in den

Heugaden hinauf zu steigen, groß wie ein Theatersaal. Und jetzt kam noch die Mutter und frug ihn so, als ob er hier der Herr wäre. „Wendel, Du mußt jetzt sofort anfangen und selbständig sein. Ich will nicht mehr regieren, wenn's nicht nötig ist. Ich habe das lange genug und mühselig genug getan. Wendel, Du bist jetzt hier der Mann, mußt auch der Kopf sein, der lenkt und leitet. Ohne die Liebe zum Boden und Vieh gibt's nie ein rechter Bauer. Ohne Sorgen, sinnen und raten Tag und Nacht gibt's keine Habe und kein Wohlstand. Du mußt jetzt den andern ein rechtes Erbe verdienen. Schau die Leute sind zu mir gekommen, haben mir Schreckgespenster an die Wand gemalt, haben mir wegen dem Geld, das Dein Vater schuldet, den Kopf voll geredet. Ich habe mich nicht einmal darnach umgekehrt. Du bist jung und stark, gut für eine schwere Burdi zu tragen. Du bist nicht dumm, das habe ich bald gemerkt. Und Du hast, das hat mir den Ausschlag gegeben, einen festen Glauben und einen lauteren Charakter. Das alles zusammen ist mehr wert als eine Truhe voll Geld, so habe ich es jetzt gelernt und erfahren. Jetzt nimm, was Dir geboten wird, rechtfertige das Vertrauen und wisse, das braucht Deine ganze Kraft. Du hast schon vom Anfang an für eine große Familie zu sorgen. Denke auch immer daran, alles Glück baut sich auf den Frieden, im Herz, im Haus und mit dem Herrgott." So gingen sie weiter über das Land. Und da sie im weiten Bogen zurückkehrten, sahen sie das Vrenili zwei dampfende schwere Kessel in den Stall hinüber tragen. Es stellte die beiden für einen Augenblick zu Boden und grüßte mit winkender Hand und frohem Rufen zu ihnen hinüber.

Er mußte treppauf und treppab gehen

* * *

Arnoldo war längst verreist. Seppli hatte bald nach der Aufklärung seines Irrtums mit ihm Frieden geschlossen. Nun mußte er wohl für seine unstillbare, südländische Liebe andere Mädchen suchen.

Seppli packte seinen Koffer auch. Er mußte fort. Wehmütig suchte er seine Kleider und Wäschestücke zusammen, legte die Bücher zu unterst hinein, welche ihm in den Tagen seiner Krankheit so viel Kurzweil und wertvolles Gedankengut vermittelt hatten. — Was er immer so sehr befürchtet hatte, der Abschied vom Rankboden, war nun in die nächste Nähe gerückt. Aber nicht ein Abschied, wie er ihn während so langen Tagen und in schlaflosen, schmerzlichen Nächten, voll Angst und Schrecken erwartet hatte. Nein, in diesem Abschied, den er nun vorbereitete, lag ein großes Hoffen. — Die Mutter war bald nachdem sie das Heimen in so guten Händen gesehen, auf eine weite Reise fort gewesen. Zurückgekehrt, hatte sie mit dem Arzt und dann auch mit dem Seppli eine lange Unterredung geführt. Seppli sollte an seinem Bein operiert werden. Dafür hatte sie mit dem Professor gesprochen, den ihr der Hausarzt angeraten hatte. Dann hatte sie auch für ihn einen Platz gefunden in einer Heilstätte. Alles sollte versucht werden, um ihm seine volle Gesundheit und auch die Arbeitskraft wiederzugeben.

Wie viele herzliche Wünsche begleiteten ihn. Rosli, Sepplis kleine Pflegerin, war

untröstlich. Auch den andern beiden Mädchen und der jungen Frau ging der Abschied entsetzlich schwer, trotzdem sie wußten, daß dies Sepplis Glück bedeuten könnte.

Die ersten Tage, da er fort war, blieb die Stimmung im Haus trüb und trostlos. So tief verbunden war der liebe Bub mit allen Herzen. Sein erster Brief brachte gute Nachricht. Der Professor berichtete von einem erfolgversprechenden Verlauf der Operation. Dann kam jede Woche ein dicker Brief voll Hoffnung und voll Sehnsucht. Viele lange Monate lang.

* * *

Die Arbeit nahm auch das junge Paar gefangen. Die Liebe wuchs und blühte auf im gegenseitigen Helfen und Dienen. Vom ersten Hahnenschrei bis in die Nacht galt es unermüdlich tätig zu sein. Aber dann und wann gab es doch ein glückliches Ausruhen. Ein vertrauliches Zusammensitzen in der Stube oder unter dem Schattenbaum. Gerade im Frühling sticht manchmal die Sonne unerträglich. Wie schön ist da ein Sonntagnachmittag in der Stille, wenn die Natur im Blühen ihre ganze Pracht entfaltet. Vrenili saß auf dem Bänkli unter dem großen Apfelbaum, schaute in die Blüten hinauf und sann. Wendel saß neben ihm und blätterte in einem Kalender. Wie schön war doch alles ringsum. In diesen Riesenblumenstrauß hinauf zu schauen, wo die eifrigen Bienen von Blüte zu Blüte summen. Neben sich den lieben Mann, auszuruhen, sich allen guten Gedanken und Wünschen hinzugeben, sich behütet und geliebt zu wissen. „Das ist wunderbar," sagte Vrenili aus seinem Träumen heraus. Wendel las weiter. „Kann es noch mehr Glück geben? Kann irgendwo auf der Welt ein Mensch sein, der glücklicher ist als wir?" Er legte den Kalender auf die Bank neben sich und flüsterte seinem lieben Vrenili ins Ohr: „Das gibt es gar nicht, das ist nicht möglich." Lange schwiegen sie, so aneinandergelehnt. Vrenili weiter in die Zweige und in die Wolken hinauf schauend: „Ich weiß aber, wie das Glück noch größer sein kann. — — Wenn uns der liebe Gott ein Kindlein schenkt." Dann riß sich Vrenili von seinen fernen Blicken los: „Komm Wendel, gib den Kalender, wir wollen schöne Namen suchen." So fand sie die Mutter und hörte von ihrem großen Glück.

Wie der Patient zum Christbaum kommt.

Seppli war ein folgsamer Patient. Die Schwestern hatten ihn lieb. Sie lachten viel, wegen seinem lustigen Dialekt. Sie hörten diese urschweizerische Sprache sonst nie. Wenn er die breit gesprochenen Worte noch mit so treuherzigen Blicken begleitete, dann mußte ja fast ein gutes Schwesternherz seinen Wünschen nachgeben. Er befolgte mit Genauigkeit die Vorschriften. Er merkte Fortschritte und wollte nichts versäumen gesund zu werden.

Trotz der großen Entfernung bekam Seppli Besuch. Die Mutter wollte selbst vernehmen, wie es um ihn stehe. Das war eine Ueberraschung und eine Freude. Die Mutter saß bei ihm auf der Veranda, sah die Wunde, die er genau nach den Weisungen des Arztes eine gewisse Zeit der Sonne aussetzen mußte. Er hielt ihre Hand: „Mutter, Du bist so gut zu mir. Wie kann ich Dir danken. Immer, immer will ich Dir mein Leben lang dankbar sein. Ich weiß doch, was der Aufenthalt hier kostet. Die andern Patienten haben mir schon davon erzählt. Das ist ja unerschwinglich. Oh, wie lieb bist Du doch zu mir. Sag, wie kann ich Dir danken." Die Mutter beruhigte ihn. „Schau, die Gesundheit ist mehr wert als jedes Geld. Und wenn ich das Geld im Kasten einschließen würde und Dich leiden ließe, wäre ich dann eine Mutter an Dir?" Dann erzählte sie ihm von den Kindern, von Rosli, das immer nach ihm frägt jeden Morgen. Und dann vom Wendel und Vrenili, wie sie glücklich sind. Alles wollte er wissen. Viel zu schnell mußte die Mutter wieder fort. Die Krankenschwester sagte beim Abschied: „Gute Frau, der Seppli, das ist ein lieber Sohn. Man könnte Sie direkt beneiden, wir haben ihn hier alle so gern."

Nach Hause zurückgekehrt, sprach die Mutter nicht viel von der Krankheit. Sie erzählte nur von allen seinen Fragen und auch, daß sie mit dem Professor gesprochen habe.

Mehr als ein Jahr war Seppli nun fort. Weihnachten rückte in die Nähe. Die zweite Weihnacht ohne den Seppli. Aber merkwürdig, daß die Mutter kein Weihnachtspaket für den Seppli rüstete. Noch gestern war doch ein Brief angekommen. Warum hatte die Mutter den nicht wie alle andern vorgelesen. Wohl weil sie zu viel zu tun hatte mit ihrem kleinen Großkind, das mit zugekniffenen Augen in den Kissen lag, den ganzen Tag schlief, rote, runzelige Fäustlein machte und dann alle paar Stunden mit weit aufgerissenem Mäulchen schrie. Ja dieser eben neuangekommene Vrenili-Bub war schon imstande, alle andern vergessen zu machen. Sogar Weihnachten hätte man vergessen können, wenn nicht alle im Hause dem Christkind für das allerliebste Büblein so dankbar gewesen wären.

Und doch, auf den Abend noch rüstete sich die Mutter um ins Dorf zu gehen. Wollte sie ihm doch noch eine Weihnachtsfreude schicken? Lange blieb sie fort. Erst in später Dunkelheit kam sie zurück. Eine Männerstimme hörte man vor der Haustüre mit der Mutter reden, Männerschritte kamen mit ihr durch die Stiege hinauf, kamen in die Stube zum Weihnachtsbaum hinein; der Seppli.

Gewachsen, braungebrannt von der Bergsonne, ohne Stock mit gesunden graden Gliedern. Er hatte selbst seinen schweren Handkoffer von der Bahn heimgetragen, kein Hinken mehr. Das war ein Jubel und eine Freude. Er mußte sich zeigen und anschauen lassen, mußte treppauf und treppab gehen, langsam und schnell. Alle standen sie im Gang und schauten zu, verwundert und glücklich. Nur das Vrenili war nicht dabei. Es wartete in der Kammer auf ihn mit der großen Ueberraschung, von der ja der Seppli nichts wissen konnte. Das kleine Kindlein im Arm sah er das Vrenili wieder. „Bist gerade recht angekommen, mein lieber Seppli," sagte Vrenili zu ihm, komm nimm Deinen Göttibub auf die Arme und trag ihn zum Christbaum und zur Weihnachtskrippe hinaus. Wie sorglich nahm er das Kissen und das schlafende Kindlein auf die Arme, wie schritt er vorsichtig und behutsam, aber aufrecht und grad in die Stube hinein. Lockte und lockte mit dem Finger an dem kleinen Fäustchen, bis der winzige Schläfer ganz zart sein Händchen um Sepplis Finger schloß.

Spät ging die Mutter mit ihm in sein Zimmer hinauf. Schaute nach, ob der Ofen schön warm sei, das Bett vorgewärmt, die Fensterläden geschlossen. Dann machte sie ihm das Kreuzzeichen und sagte: „So lieber Bub, jetzt bist Du glücklich heimgekehrt, zu uns auf den Rankboden, für immer heimgekehrt. Sei herzlich willkommen. Hier bist und bleibst Du nun so lange Du willst, wie mein Sohn." Seppli schloß seine Mutter in die Arme.

— Ende —

Leiden machen den Menschen stark, oder sie zerbrechen ihn, eines oder das andere, je nach seinem Fond, den er in sich trägt.

HILTY